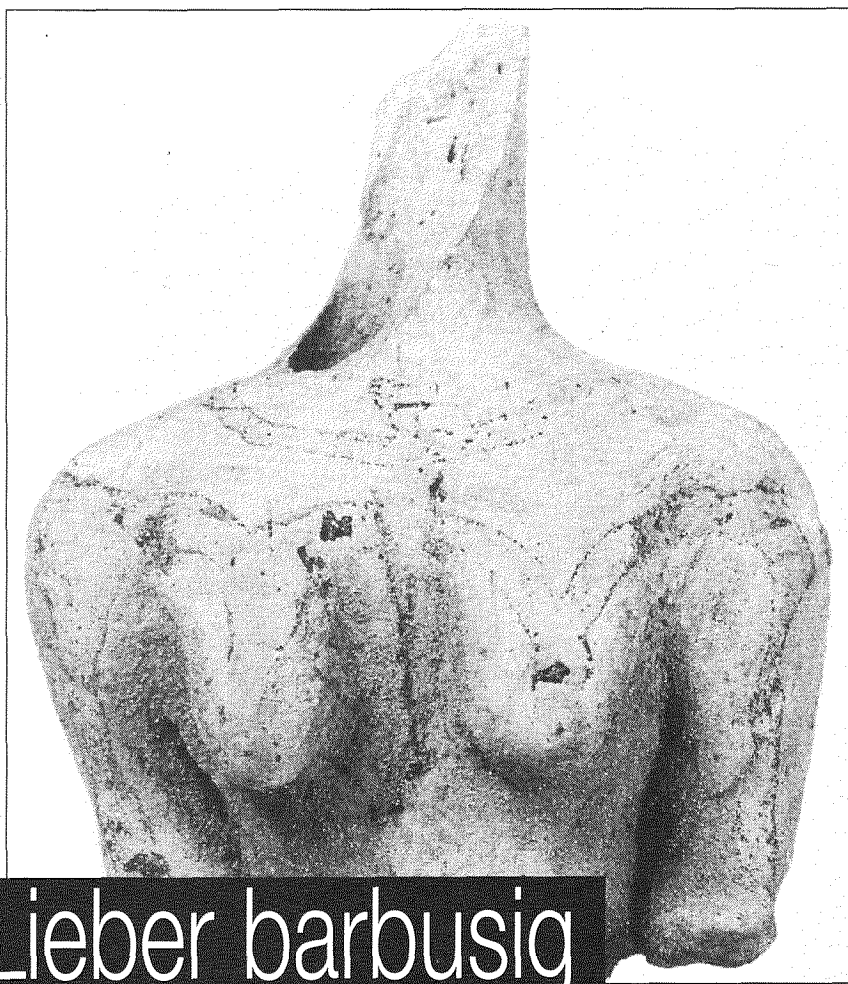


FAMA

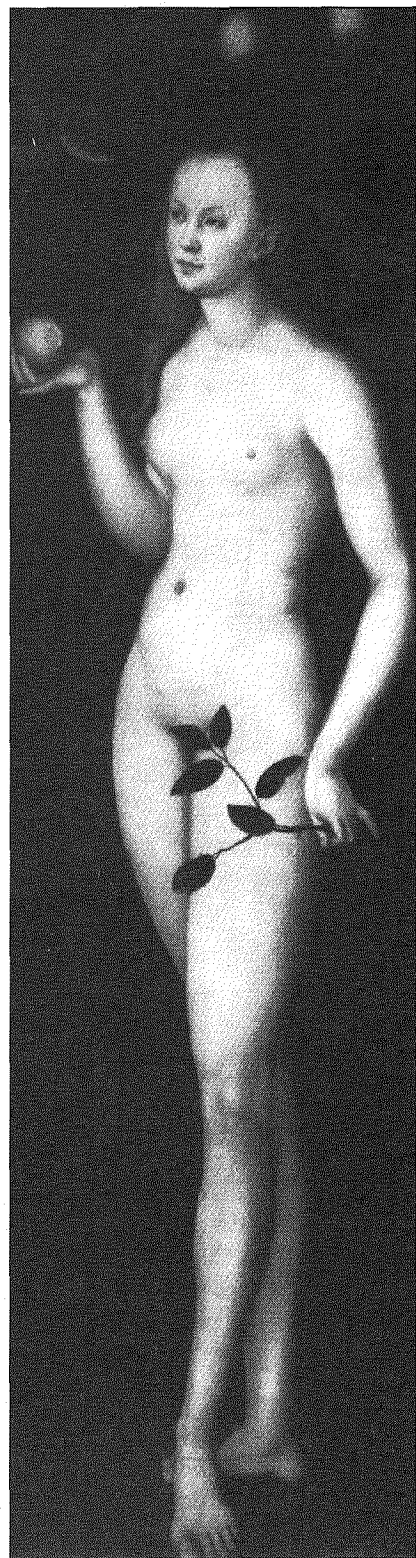
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
12. Jahrgang
März 1996

FAMA



Lieber barbusig

als barfüssig



Kennen Sie Liebfrauenmilch? Haben Sie je vom köstlichsten aller Labsale gekostet? Sie wissen nicht, wovon ich rede? Von Wein bzw. von Milch, der Milch unserer lieben Frau. Muttermilch Mariens eben.

Liebfrauen- oder Liebfraumilch ist der weltweit bekannteste deutsche Weinname. Ursprünglich gehörte er nur zu einem ganz kleinen Weingut bei der Liebfrauenkirche von Worms. Schon im 19. Jahrhundert hatten diese Weine wegen ihrer Lieblichkeit, die die Masse liebte, Weltruf und erzielten sehr hohe Preise. Man zahlte für Liebfraumilch mehr als für die besten Bordeaux-Weine. Die hohe Nachfrage steigerte die Produktion, nicht aber die Qualität, wie mir die Önologin Raki Moeller aus Basel versichert hat. Der Wein darf heute aus den Rebsorten Riesling, Silvaner, Riesling/Silvaner und Kerner gekeltert und inzwischen auch mit Weinen aus anderen Regionen verschnitten werden. M.a.W. Liebfraumilch ist ein Massenprodukt geworden: ein gepanschtes, fades, für WeinkennerInnen unerträgliches Gesöff – klebrig-süß, undefinierbar.

Diese Milch nun, gewandelt in Traubensaft, gekeltert, gelagert, ist das «Ende der langen Tradition eines der bedeutungsvolleren mystizistischen Sinnbilder», die für Weisheit, Paradies, Gnade und Demut standen (Maria Warner, *Maria. Geburt, Triumph, Niedergang – Rückkehr eines Mythos?*, München 1982).

Maria, die Muttersein und Jungfräulichkeit auf wunderbare Weise vereinte, hat eine natürliche, biologische Funktion beibehalten dürfen – das Stillen ihres Kindes. Jedoch haben ihre Brüste bzw. die Milch, die daraus floss, genauso wie die Bewertung von Marias Leiblichkeit ganz allgemein durch die Jahrhunderte einen grossen Bedeutungswandel erfahren.

Im Hohen Mittelalter z.B. trieb die Marien-Symbolik üppigste Blüten. Sowohl die Muttermilch, als auch die milchspendenden Brüste Mariens dienten in einer von Bernhard von Clairvaux' Predigten als Bild, um die erotische Beziehung zwischen Christus und der Kirche ganz körperlich zu untermalen:

«Er (Christus) gibt ihr (der Kirche) den Kuss, nach dem sie sich gesehnt hatte,... und so gewaltig ist die Macht dieses Kusses, dass sie sofort empfängt und ihr Busen schwillt vor Milch... So nähern auch wir uns dem Altar Gottes und beten, und

wenn wir nur ausharren, wird uns trotz unserer Nüchternheit und Lauheit die Gnade übermannen, unsere Brust wird schwellen, und die Liebe wird unsere Herzen erfüllen,... und die Milch der Güte wird sich überall, einem Sturzbach gleich, ergiessen.» (Maria Warner)

Erst im 12. Jahrhundert taucht in der westlichen Malerei das früheste Beispiel einer säugenden Maria auf: auf dem Faszadenmosaik der S.Maria Trastevere in Rom, obwohl der Topos der säugenden Jungfrau uralt ist:

«Das Thema der milchspendenden Jungfrau, das der *Maria Lactans*, nahm seinen Ursprung wahrscheinlich in Ägypten, wo die Göttin Isis schon mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt beim Säugen ihres Sohnes Horus dargestellt worden war.» (Maria Warner)

Irgendwann dann mit dem Fortschreiten der Renaissance verschwindet die stillende Jungfrau allmählich von der Bildfläche. Marias Brust zu zeigen, ist nicht mehr schicklich. Sowohl Reformatoren als auch Gegenreformatoren machen sich Sorgen über die «Lüsternheit in der christlichen Kunst» und bringen das Stillen eines Kindes mit den Geburtswehen in Zusammenhang, was beides als Folge des Sündenfalls betrachtet wird, wovon Maria, die Unbefleckte, nicht betroffen ist.

Welche Einstellung auch immer die Kirchen zur Mutter-Brust hatten oder noch haben, die (religiösen) Frauen unserer Zeit wird es wohl nicht allzu stark interessieren. Zwar ist uns die kirchliche Frauenfeindlichkeit, Körperfeindlichkeit und damit Busenfeindlichkeit noch immer mehr oder weniger in den Leib geschrieben. Gleichzeitig werden Brüste in der Werbung provokant zur Schau gestellt, um männliche Verbraucher dazu zu bringen, alle möglichen Konsumprodukte zu kaufen, und tausende von Frauen lassen sich jährlich operativ die Brüste vergrössern oder verkleinern, um männlichen Schönheits-Normen besser zu entsprechen...

Aber mit Hilfe matriarchaler Forschungsreisen zu üppigen oder schlanken Göttinnen, mit Hilfe von Beraterinnen der La-Leche-Liga, mit Hilfe feministischer Psychologinnen und Ärztinnen, und durch ein langsam, aber sicher sich verbreitendes neues, gutes Körperbewohnen – mit all dieser Unterstützung gewinnen wir – so Göttin/Gott will – Liebe zu unserem Körper und insbesondere zu unseren Brüsten zurück, die als Botschaft des Frauwerdens und Frauseins tagtäglich in die Welt hinausragen (sich manchmal auch ein wenig zu Boden neigen...). Ob mit oder ohne Büstenhalter, ob gross, ob klein, ob fest oder nicht, ob einzeln oder zu zweien: sie sind Lustobjekte, sie sind Nahrungsspenderinnen, sie sind Vergnügungsquellen.

Ihnen und einigen sich mit ihnen assoziierenden Gedanken zu Nacktheit, Körperlichkeit, Erotik, lebendiger Sinnlichkeit und zu einer lust- und körperbejahenden Spiritualität, widmen wir dieses Heft. Viel Spass!

Monika Hungerbühler

«Lieber barbusig als barfüssig!»

Ursa Krattiger Tinga

... sagte ich mutwillig und ein bisschen streitsüchtig so dahin auf die Frage am 10-Jahre-FAMA-Fest: wie soll die erste Nummer im neuen Jahrtausend heissen? Der freche Spruch lag mir schon auf der Zunge, als ich meine Sachen einpackte für die Vorstellungsrunde beim Podiumsgespräch: die kretische Schlangengöttin mit ihrem nackten prallen Busen für das weibliche Gottesbild, ein Seidentuch mit Sonne im Mittelpunkt, den Jahreszeiten in den vier Ecken und den Tierkreiszeichen für die Jahreszeitenspiritualität und eine Kerze für das bevorstehende Jahreszeitenfest: Mitte Januar 1995 hatten wir ja Mariä Lichtmess vor uns. Das wär doch mal eine FAMA wert, dachte ich: selbstbewusste und stolze weibliche Geschlechtlichkeit voll Lebensliebe – statt Askese voll Leib- und Lustverleugnung. Zur Freude aller Lacherinnen lancierte ich den Coup – aber die FAMA will nicht bis 2001 warten! Noch 1995 jagt sie mich ans Laptop mit der Frage: was ich mir denn eigentlich gedacht habe bei diesem Kalauer?!

In aller Verehrung für den heiligen Franz betone ich, dass ich gar nichts gegen die Barfüsser und gegen Heilandssandalen habe. Im Gegenteil: wird es warm, bin ich die erste, die ihre blossen Füsse in Sandalen steckt. Und im Herbst nehme ich immer mit Wehmut Abschied von dieser angenehmsten aller Fussbekleidungen. Ich liebe es auch, barfuss zu gehen – auf einer Wiese, im Sand, auf kühlen Steinplatten, warmen Holzböden, Felsen am Strand. Ich finde es schön, die Füsse zu massieren oder massiert zu bekommen. Und vergesse nie die schönen Füsse meiner Mutter – sie hatte sie täglich eingecremt, und noch bei ihrem Tod mit erst 62 Jahren waren sie weich und geschmeidig. Weil sie so liebevoll umging mit ihren Füssen, die sie durchs Leben trugen.

Zeichnen kann ich nicht gut. Aber nach einer Körperarbeit, in der wir uns ganz intensiv mit unseren Füssen befasst hatten, zeichnete ich bunt einen riesigen Fuss, der mir wie «von innen her» auch anatomisch richtig gelang. Gut sein mit der mich tragenden Basis, heisst für mich auch seit Jahren: etwas anderes als bequeme Schuhe kommt mir nicht mehr an die Füsse! Was habe ich mich doch als junges Mädchen und junge Frau gequält mit Schuhen, die ich für die Augen ausgesucht

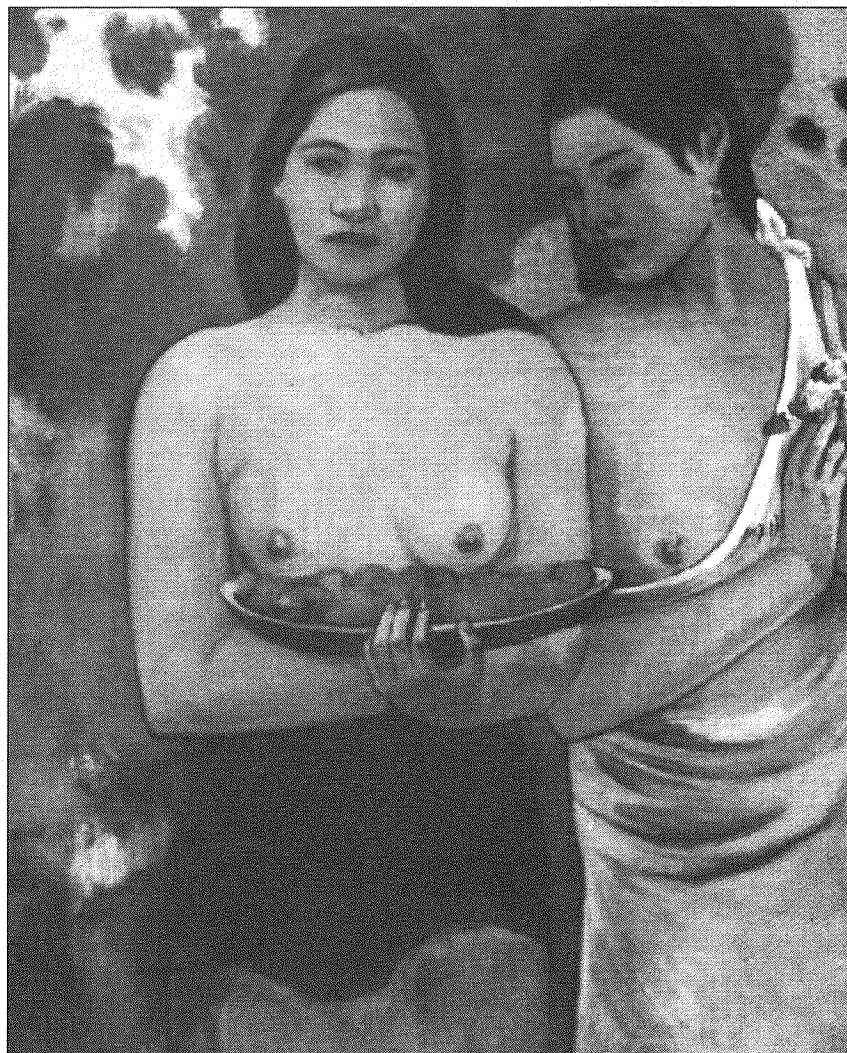
hatte! Ich hatte es in der Körperarbeit gelernt, bevor ich es bei Mary Daly theologisch befestigt fand: eine Frau, die eigenständig im Leben steht – selbstbewusst, aufrecht, würdig –, die gehen und rennen kann, laufen und ruhen, die trägt Schuhe, die sie nach den Füssen und nicht nach irgendwelchen männlichen Modespleens aussucht – «vernünftige Schuhe» eben, schön dürfen sie natürlich trotzdem sein! Und wir lachten nicht schlecht, meine Augenärztin und ich, als wir während eines Gesprächs über Dalys Schuh-These – zu finden in GYN/OEKOLOGIE von Mary Daly, Kapitel «Füsseeinbinden in China», v.a. S. 167f – verstoßen auf unsere Füsse schielten ... und beide den Test bestanden! In diesem Sinn ist das comeback des Stiletto-Absatzes das augenfälligste Zeichen des «backlashes»: je höher der Absatz, desto tiefer wohl das feministische Bewusstsein! Also: nichts gegen Barfüsser, aber alles gegen Verachtung des Leibes – von Kopf bis Fuss –, Verächtlichmachung des Lebens, der Sinnlichkeit, der Lust und der Liebe zum Leben.

Doch hoch der Blick von den Füssen zu den Brüsten! Die barbusige kretische Göttin hatte mir vor mehr als zehn Jahren Helen Schüngel-Straumann aus Kreta mitgebracht, als ich ihre Vorträge über Mirjam und Deborah fürs Radio bearbeitete. Dass ich mich darüber freute, war mir

nicht in die Konfirmationsurkunde geschrieben, denn ich erinnere mich noch gut, dass mich als junges Mädchen wie als junge Frau leiser Ekel beschlich beim Thema Busen. Lästig war das, schambelegt.

Wie irritierte mich doch in einem Bildband über französische Malerei das Gemälde von Gauguin «Les seins aux fleurs rouges»: zwei junge Frauen aus seinem Südseeparadies kommen uns entgegen, die eine trägt unter ihren blossen Brüsten eine flache Schale mit roten Blüten – «wie eine Wähe!» dachte ich immer, und was soll ihr Busen darüber mit den roten Brustwarzen und den rot lächelnden Lippen. Furchtbar fand ich das. Und geradezu ein Schock war es für mich, als ich einmal nichtsahnend aus der Praxis meines Zahnarztes kam und von hinten an den Kiosk heranlief – voll Sexheftli: krude Vulvenbilder, riesige Brüste, aufreizend präsentiert nach dem obersten Gesetz unserer Konsumwelt: je grösser, desto besser! (Ob es da je um weibliche Lust ging bei diesen Männerphantasien?) Widerlich fand ich das – genauso wie die Busenwunder der 50er Jahre: Gina Lollobrigida und Sophia Loren, Marilyn Monroe, Anita Ekberg, Diana Dors und ihre Prahlerei mit den Zentimetern ihres Brustumfangs. Und dann doch der erste Körbchen-BH, der mit Metallbügeln das eigene kleingewichtige Häuflein emporstemmte ... unbeholfene,

P. Gauguin: «Les seins aux fleurs rouges»



aber modisch korrekte Anpassung an herrschende Weiblichkeitsmuster ...

Selbstverständlich gab es damals im sakralen Raum kein Gegengewicht zur kommerziellen Banalisierung des weiblichen Körpers oder zur groben und entwürdigenden Geilheit der Pornographie. Vielmehr herrschten hochgeschlossene Abwesenheit des Leiblichen, strangulierte Sinnlichkeit, verleugnete Erotik – und etwas davon ging mir noch lange nach: ich erinnere mich, wie meine Schneiderin-Freundin – die Schöpferin des Mantels der «perlmutternen Mönchin» – mit mir um



Isis mit Horusknaben

Zentimeter kämpfte zwischen Schlüsselbein und Brustbein, wenn es bei Blusen oder Sommerkleidern um den Ausschnitt ging, und ich allerhöchste Bedenken hatte gegen ein allzu tiefes Décolleté!

Die Kunst – o holde Kunst!: sie war es, die die Brust für mich in ein neues Licht rückte und auch sonst in mancher Hinsicht für Aufklärung sorgte. Griechische Götter und Göttinnen – Artemis etwa mit der Mondsichel auf dem Scheitel – zeigten mir wohlproportionierte Körperlichkeit in blanker Selbstverständlichkeit. Cranachs Venus steht einfach da – schön, anziehend, aber ohne das marktschreierische Sich-Präsentieren der Busenstars. Was für eine Freude, dass sie mir eine Freundin zu Weihnachten mitgebracht hat in einem perlenbesetzten Rahmen aus New Mexico! Michelangelos Körper, sehnig oder schlaff, stark oder ermattet – was für eine prächtige Lektion, was ein nackter Mensch sein kann! In Kunstbüchern lernte ich zudem ein ganzes Vokabular von Körpersprache: vom schwülem Gerangel der Akte in Klimts «Die Braut» bis zur Innigkeit stillender Marien.

Und da wurde ich neugierig, als über meinem Horizont die feministische Theologie

aufging: wie steht es eigentlich mit Sexualität und Sakramentalität, Geschlechtlichkeit und «Frömmigkeit»/Seinsbezug? Catharina Halkes wollte immer darüber schreiben. Barmherzigkeit hat auf hebräisch dieselbe Wurzel wie Gebärmutter: raham. Ein Gottesbild im Alten Testament ist die gebärende Frau. Oder die Henne mit ihren «Küchlein», ihren Jungen. In Autun im Burgund war es das erste Mal, dass ich als Urbild hinter der stillenden Madonna eine kleine Isis mit ihrem Osirisknaben sah – ein topos, der sich zurückverfolgen lässt bis an die Anfänge menschlicher Gestaltungen. Vor Jahren habe ich solche Bilder einzeln oder in kleinen Gruppen in vielen Büchern zusammensuchen müssen. Jetzt liegen sie alle vor mir in Marija Gimbutas wundervollem Band «The Language of the Goddess». Sie demonstriert darin die sakrale Repräsentation des weiblichen Körpers und seiner Geschlechtsorgane als Inbegriff von Leben und Werden, Vergehen und Sterben und Wiedergeborenwerden: Schossdreieck und Bauch, Brüste und Arme und Hände, die die Brüste schützen oder darreichen – nimmt und esst, dies ist mein Leib, für euch gebrochen, nehmt und trinkt, dies ist mein Blut und meine Milch, für euch vergossen... Quelle des Seins, Schoss aller Dinge.

Es war für mich wie eine Erlösung in der Tiefe der Seele: nach der Verächtlichmachung durch Schund und Porno, der Trivialisierung durch Werbung und Kommerz die Sichtbarmachung von Würde und Achtung, die Verehrung und Dankbarkeit für die Wunder, die sich im weiblichen Leib vollziehen: neues Leben, das wächst im Schoss der Frau und das sie gebiert, Nahrung für das neue Leben, das die Brust spendet nach Massgabe der kindlichen Nachfrage und das die Mutter strömen lässt – zur Wonne und Lebenserhaltung des Kindes und oft auch zu ihrer eigenen wonne-erfüllten Lust.

Heilig der weibliche Leib – heilig die Teilhabe an dieser Potenz! Woher hätte ich dieses Wissen nehmen sollen, wenn nicht aus diesen uralten sakralen Bildern weiblicher Sexualität und Fruchtbarkeit! Sicher nicht von den Milchpulverpackungen, mit denen den Frauen das Stillen verleidet worden war! Sicher nicht von den unerotischen Informationsbroschüren über Säuglingspflege in weissen, Arztschürzen – hochhygienisch und klinisch rein, aber bar jeder Sinnlichkeit und Freude! Mit diesem Hintergrund wäre ich nie Mutter geworden. Dazu brauchte ich schon die symbolische Repräsentation der Würde weiblicher Geschlechtlichkeit und Fruchtbarkeit. Ich fand sie in wenigen zeitgenössischen Photos – und in den vielen Göttinnenbildern der Steinzeit. Die mir unsere Kultur aber jahrzehntelang vorenthalten hatte. Wie froh bin ich, dass ich heute vor der tibetischen grünen Tara meditieren kann. Grün wird sie gemalt wie die virgo viridissima – die allergrünste Jungfrau der Hildegard von Bingen; ihr Rückgrat ist ansteckend aufrecht, und natürlich ist sie, ohne sich zu brüsten oder zu zieren, in klarer weiblicher Präsenz barbusig.



(Foto: Vera Isler)

Zurück zur Schlangengöttin von Kreta, die auch jetzt vor mir auf dem Schreibtisch steht. Ihr Busen im offenen Mieder über dem siebenstufigen Rock und der rautenverzierten Schürze wirbt für nichts und provoziert zu nichts; er zeigt einfach hautnah die Potenz weiblicher Geschlechtlichkeit und offenbart in aller Selbstverständlichkeit die verehrungswürdige Quelle weiblicher Lust und mütterlichen Nährens und Bergens. Konrad Farners Gemälde der «gekreuzigten Frau» ist jahrzehntelang als gotteslästerlich in einem Basler Museumskeller unter Verschluss gehalten worden. Wir haben uns in der Gruppe «Feministische Theologie» damals dafür eingesetzt, dass christliches Erlösungsleiden auch am Leib der Frau dargestellt werden darf. Aber heute ist mir etwas anderes viel wichtiger: ich wünsche mir die symbolische Rehabilitation der verkauften und geschundenen weiblichen Geschlechtlichkeit in Bildern ihrer Würde und Heiligkeit. Ihrer Lust und Leben gebenden Potenz. Ohne Busenwunder und Brustfetischismus. Ohne Metallbügel oder Lederkorsett. In aller Selbstverständlichkeit barbusig.

Ursa Krattiger Tinga, Jahrgang 1946, ist Historikerin, Radiofrau und Mutter. Heute liebt sie ihren Busen und Gauguins «seins aux fleurs rouges»; 1985 hat sie ihre Tochter fünf Monate lang mit grosser Freude gestillt.

Göttinnen – Vereinigung von Weib und Leib, Leben und Geist

Christa Mulack

Auf dem Weg zurück zu unseren Wurzeln, begegnen wir in «vor»-geschichtlicher Zeit weltweit einer Fülle fettleibiger vollbusiger Göttinnen-Skulpturen, die genau das zur Schau stellen, was wir zu verbergen, wenn nicht gar mit Hilfe zahlreicher Diäten und Fastenkuren zu verhindern suchen: Die Betonung weiblicher Geschlechts- und Gebärmerkmale. Breite Hüften, dicke Schenkel und breite hängende Brüste. Oft fehlt dem Kopf ein Gesicht, und hin und wieder fehlt sogar der Kopf, wobei nicht immer sicher ist, ob er abgeschlagen wurde oder vielleicht nie existiert hat.

Beim Anschauen dieser Figuren entsteht unweigerlich die Frage, ob es in jenen Kulturen, denen diese vollbusigen Göttinnen entstammen, nicht wesentlich lustvoller und körperbetonter zugeht als in der unsrigen.



Jungsteinzeitliche Statuette

Diese Frage können wir eigentlich nur mit «ja» beantworten, wissen wir doch längst, dass Körper- und Lustfeindlichkeit eine zwangsläufige und religionsübergreifende Begleiterscheinung patriarchaler Verhält-

nisse sind. Überall, wo diese sich etablieren konnten, bekämpften sie die vorgefundene Religion der Grossen Göttin, deren Verehrung mit lustvollen Festen einherging. Diese werden in religionsgeschichtlichen Abhandlungen immer wieder als «Fruchtbarkeitsrituale» oder «sexuelle Orgien» beschrieben.

Die Bibel ist voll von Hinweisen auf solche Kulte, die uns in ihrer vielfältigen Sinnlichkeit noch heute faszinieren, dem HERRN jedoch ein Greuel waren und zu deren Ausrottung er seine Anhänger immer wieder aufrief.

So beklagt sich Hosea, der Prophet des HERRN, dass seine kanaänäische Ehefrau – und mit ihr viele Angehörige des jüdischen Volkes – einmal im Jahr an solchen Kultfesten teilnahm und dabei selbstverständlich auch mit anderen Männern fremdging. Im Nachvollzug der alljährlichen sexuellen Vereinigung von Astarte bzw. Aschera und Baal wurden einmal im Jahr solche erotische Feste gefeiert. Seine rasende Eifersucht projiziert nun der Prophet auf seinen HERRN, der sich um die Zuneigung seines Volkes betrogen fühlt und den er daher die Vernichtung des Volkes Israel androhen lässt.

Schier endlos sind die biblischen Berichte vom Kampf gegen die Ascheren und Heiligen Haine, in denen die Göttin und ihr Begleiter Baal verehrt wurden. Als «gut» gelten in den Augen der biblischen Schreiber jene Herrscher, die die Heiligen Haine zerstörten und den Kult der Göttin unter Strafe stellten; als «böse» hingegen jene, die die alten Heiligtümer wiederherstellten und religiöse Toleranz walten liessen.

Aus dem Kampf gegen die Göttin – und damit auch immer gegen den weiblichen Körper – ging schliesslich jene Moral hervor, die das Weibliche mit dem Bösen identifizierte.

Im Kampf gegen die Göttin bedroht auch der Prophet Jeremia sein Volk mit der Ausrottung durch den HERRN, nachdem es sich im Anschluss an seine Flucht vor dem babylonischen Heer in Ägypten dem Kult der Himmelskönigin hingegeben hatte. Das ganze Volk – einschliesslich der Männer, worauf der Bericht besonderen Wert legt –, verehrte die Himmelskönigin mit Gebäck und Trankopfern, mit Produkten also, die die Menschen den Lebens- und Wachstumskräften der Grossen Göttin verdankten. Anlässlich der Kultfeiern zu ihren Ehren erinnert sich das Volk aber auch seiner Vergangenheit, als es den HERRN noch nicht kannte und ihr Kult einfach eine Selbstverständlichkeit war, auf die niemand mit Mord und Untergang drohte. Die Verehrung ihrer Himmelskönigin hatten die Menschen damals so gefeiert: Die Kinder sammelten Holz, die Männer machten ein Feuer, und die Frauen backten Kuchen, mit denen sie die Himmelskönigin abbildeten. Sie formten also die Gestirne des Himmels: Sonne, Mond und Sterne, die wir noch heute auf Abbildungen im Leib der Göttin Neith finden, die sich als kosmisches Himmelsgewölbe wie ein Regenbogen über die Erde beugt.

Mit ihren Füssen und Fingerspitzen berührt sie den Horizont der Erde.

Welcher Frau aber kommt der Gedanke, dass sie heute noch die Himmelskönigin verehrt, wenn sie ihr Advents- und Weihnachtsgebäck genau aus diesen Formen – Sonne, Mond und Sterne – herstellt?

Wie die Beschreibung des Kultes erkennen lässt, beteiligte sich das ganze Volk an diesen kultischen Feiern, die wie ein sinnenfreudiges Volksfest anmuten. Alle hatten ihre Aufgaben: Frauen, Kinder und Männer. Später wurden dann nur noch die Handlungen männlicher Priester als Teil des Kultes sakralisiert. Die Tätigkeiten und vielfältigen Zulieferarbeiten von Frauen galten dagegen als profan und finden bis heute keine Erwähnung.



Frau mit Mondsichel, Altsteinzeit

Noch eine weitere Erinnerung steigt im Volke auf, nachdem es sich unter die Fittiche der Himmelskönigin begeben hatte: In jener Zeit, als der Kult der Grossen Göttin auch in ihrer Heimat noch ganz selbstverständlich gefeiert worden war, hatten sie weder Hunger noch Krieg gekannt. Unter beidem hatten sie erst gelitten, seit sie die Himmelskönigin verlassen und sich dem Kult des HERRN angeschlossen hatten. So jedenfalls stellt sich ihnen ihre Situation in der Retrospektive dar.¹⁾ Mit anderen Worten: Die Rückkehr zu früheren Kulturen ruft auch Erinnerungen an jene Zeiten wach. – Eine Wahrheit, die sich für viele Frauen bestätigt.



Recht unbefangen und jenseits prophetischer Drohungen begegnen wir der sinnfreudigen Verehrung der Göttin und ihrem Begleiter im Ritual der Heiligen Hochzeit, wie es uns im «Hohelied Salomos» bruchstückhaft überliefert wird. Dieser Text verdankt seine Aufnahme in den biblischen Kanon der Nennung des Namens dieses Weisheitskönigs, der seine Liebe zur Weisheitsgöttin offen dokumentierte und dafür später vom HERRN verworfen wurde.

Wie religionswissenschaftliche Forschungen insbesondere von Hartmut Schmökel⁷ gezeigt haben, handelt es sich hier um auseinandergerissene und zerstückelte Texte aus babylonischen Kultgesängen anlässlich der Feier der Heiligen Hochzeit zu Ehren von Ishtar und Tammuz, die durch die Hohepriesterin und ihren Erwählten repräsentiert wurden. In zahlreichen Versen besingen die Liebenden die Schönheit des weiblichen und männlichen Körpers und der sexuellen Freuden. So singt der Geliebte zum Beispiel: «Dein Wuchs ist hoch wie ein Palmbaum und deine Brüste gleich den Weintrauben.»⁵¹ An anderer Stelle werden die weiblichen Brüste mit zwei jungen Rehwillingen verglichen.⁴⁹ Der Schoss der Frau wird als ein runder Becher besungen, «dem nimmer Getränk mangelt» und ihr Leib mit einem «Weizenhaufen, umsteckt mit Rosen» verglichen.⁵¹ Die Liebende besingt den Freund

als «ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hängt.»⁵¹

Gleichzeitig lassen die Textreste noch deutlich erkennen, dass der soziale Rahmen, in dem diese erotischen Kult-Feste stattfanden, noch durch und durch matriarchal war. So singt die Liebende, nachdem sie jenen gefunden hat, den ihre Seele liebt: «Ich halte ihn und will ihn nicht lassen, bis ich ihn bringe in meiner Mutter Haus, in die Kammer der, die mich geboren hat.»⁵¹ Hier wird ganz selbstverständlich Matrilinearität vorausgesetzt, die ungebrochene Erbfolge von Mutter und Tochter, die auch für den Mann noch genügend Raum lässt. In der patriarchalen Ehe dagegen ist für die Mutter der Frau dann kein Platz mehr, sie wird unversehens zur «bösen» Schwiegermutter, zu der nur noch recht widerwillige Kontakte gepflegt werden. Einen weiteren Beleg für die matriarchalen Grundlagen dieses Kultliedes erkennen wir dort, wo das Lied bezug nimmt auf König Salomo und von ihm als von einem spricht, den seine Mutter gekrönt hat.⁸¹

Wir müssen wohl davon ausgehen, dass mit jeder neuen Patriarchalisierungswelle die leib- und sinnfreudige Religion der Grossen Göttin immer weiter zurückgedrängt wurde und mit ihr – durch die Jahrtausende hindurch – positive Körperlichkeit Schritt für Schritt verloren ging, bis

schliesslich in der letzten Phase der Inquisition manch keuschem Blick von Adligen selbst der Anblick nackter Stuhlbeine so unerträglich war, dass sie sie mit Stoff verhängten.

Aber wozu solche Erinnerungen, sei es nun an Epochen lustbetonter Sinnesfreude oder aber neurotischer Prüderie? Sind wir letzterer nicht längst entwachsen und haben erstere nicht nötig, da wir längst zu ihr zurückgefunden haben? Gibt es dafür nicht eine Fülle von Beweisen? Lassen sich nicht gerade auf diesem Gebiet erstaunliche Veränderungen konstatieren? Schliesslich haben wir längst aufgehört, Lust und Körperlichkeit zu tabuisieren. Sie sind inzwischen auch unter der Bettdecke hervorgekrochen und haben sich ihren Platz im Mittelpunkt unseres gesellschaftlichen Lebens erobert. Weibliche Körperlichkeit feiert geradezu Triumphe. Es gibt kaum noch Bereiche, die sich nicht des weiblichen Körpers und seiner Ausstrahlungskraft bedienen, um den Menschen Gegenstände und Ideen schmackhaft zu machen.

Was Frauen in keinem gesellschaftlichen Arbeitsbereich gelang, im Bereich der Zur-Schau-Stellung weiblicher Körperlichkeit haben sie es geschafft: Hier verdienen sie als Models inzwischen mehr Geld als Männer. Zudem prangen nackte Frauenkörper – und zunehmend auch Männerkörper – an jedem Kiosk von den Titelseiten diverser Magazine. Der Sexkult hält, was er verspricht; denn in jeder grösseren Stadt stehen weibliche Körper – und bei Bedarf auch Männerkörper – jederzeit in jeder Altersgruppe und Preislage zur lustvollen Verfügung. Sex-Shops und Sex-Videos, Sex-Clubs und -Meilen spriessen wie Pilze aus dem Boden. Und auch sonst sind Prüderie und Moralismus einer sexuellen Freizügigkeit gewichen, die kaum noch Grenzen kennt. Ob Politiker oder Geistliche, Professoren oder Adlige, sie alle zeigen mit ihren Sex- und Rotlicht-Skandalen, dass sie ungeniert der körperlichen Lust frönen.

Was noch vor wenigen Jahrzehnten unmöglich gewesen wäre an «ungeschminkter» oder gar obszöner Offenheit im Reich der Erotik, das erhält – Hand in Hand mit Gewalt – einen immer breiteren Raum in öffentlichen Medien und wagt sich auch sonst immer schamloser ans Licht der Öffentlichkeit. Dennoch ist diese weit davon entfernt, Anstoss daran zu nehmen oder sie als solche überhaupt noch wahrzunehmen. Überwindung tradierter Lust- und Leibfeindlichkeit? Als solche mögen viele diesen Trend zur sexuellen Freizügigkeit interpretieren. Doch haben Frauen sie längst als das entlarvt, was sie in Wirklichkeit ist: eine schamlose Ausbeutung des meist weiblichen oder auch kindlichen Körpers, die nur ein Ziel kennt – männliche Lust.

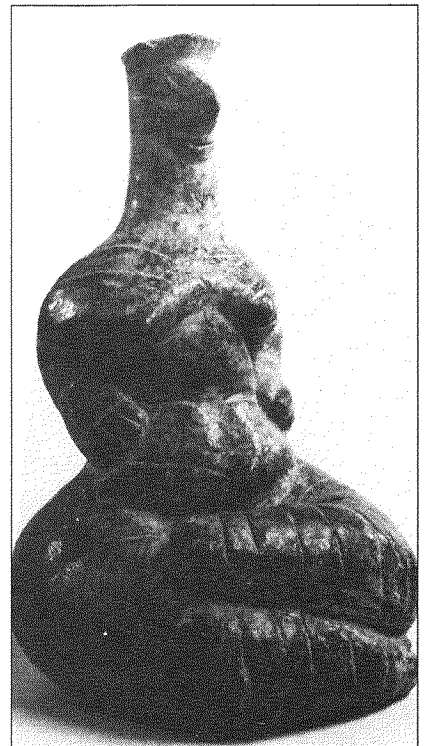
Es liegt folglich auf der Hand, daß sich hinter einer «lustbetonten Körperlichkeit» ebenso wie hinter deren Abwehr inzwischen recht ambivalente – wenn nicht gar multivalente – Vorstellungen verbergen.

Im Widerspruch zu solchen Formen von «Lust» finden wir nicht nur prude MoralistInnen und AnhängerInnen einer restriktiven Sexualmoral, sondern auch eine Reihe von Frauen, die nicht unterscheiden zwischen sexueller Ausbeutung von Frauen heute und matriarchaler Sinnlichkeit. Ihnen sind Zur-Schau-Stellungen des weiblichen Körpers zu Werbezwecken ebenso zuwider wie antike Darstellungen vollbusiger Weiblichkeit. Für sie sind fettleibige Göttinnenfiguren schlichtweg eine Zumutung. Sie wollen endlich fort von jener «primitiven Körperlichkeit», die sie auf leibliche Aspekte ihres Daseins reduzieren will. Schliesslich ist es ihr primäres «aufgeklärtes» Bestreben, ihren Körper endlich hinter sich zu lassen und sich einen gleichberechtigten Platz in der männlichen Welt des Geistes zu erobern. Und so erscheint ihnen alles als regressiv, konservativ und primitiv, was sie an ihre leibliche Existenz erinnert: denn diese ist für sie aufs Engste verknüpft mit männlich-patriarchalen Festschreibungen des Weiblichen auf den Bereich der Bedürfnisbefriedigung anderer. Genau diese aber gilt es endlich zu überwinden, indem Frauen ihre Unabhängigkeit vom Körper unter Beweis stellen und sich auf ihre geistigen – oder besser: intellektuellen – Fähigkeiten konzentrieren. Das geschieht nach dem Motto: Was Männer können, das können wir auch. – (Ein etwas rückständig anmutendes Bestreben auf dem Hintergrund der Tatsache, dass Frauen offensichtlich alles viel besser können. Beweise genug gibt es inzwischen für diese Behauptung.)

Welche Bedeutung aber hat auf diesem Hintergrund die Feststellung, Göttinnenkulturen seien «lustvoller» und «körperbetonter» gewesen als die unsrige? Dass es sich bei dieser Vermutung nicht etwa lediglich um ein quantitatives «Mehr» handelt, ist für jene Frauen selbstverständlich, die sich intensiver auf diese Figuren eingelassen haben. Für sie war die Begegnung mit ihnen von einschneidender – manchmal sogar lebensverändernder – Bedeutung.

Das konnte ich auf meinen Frauen-Bildungsreisen durch Anatolien immer wieder feststellen. Regelmässig fand unsere erste Begegnung mit jenen «fettleibigen Idolen» in der sogenannten «prä-historischen» Abteilung des Museums in Ankara statt. Sie wurden sozusagen zum Ausgangspunkt unserer Reise «Auf den Spuren der Göttin», die regelmässig so begann: Die meisten Frauen standen etwas ratlos vor den Glasvitruinen und konnten nur – mehr oder weniger befremdlich – staunen über die Fülle und Vielfalt weiblicher Körper, die sich ihnen als Liegende, Knieende, Stehende, Hockende und schliesslich als Thronende darboten. Das Gefühl anfänglicher Befremdlichkeit verwandelte sich jedoch schon bald in Faszination, wenn die Frauen im weiteren Verlauf der Reise einen inneren Zugang zu jener Epoche erhielten, aus der die Ausgrabungsfunde stammten. Am Ende der zwei- oder dreiwöchigen Reise konnten die Frauen es dann kaum erwarten, kurz vor dem Abflug noch einmal ins Museum zu gehen. Jetzt sahen sie die Göttinnen in einem völlig neuen Licht. Alles Befremdliche war von ihnen gewichen. Sie wirkten fast wie Vertraute, denn zwischenzeitlich hatten sich die Frauen mit jenem Weltbild vertraut gemacht, das sie repräsentierten.

Zwei Jahre nach der Reise hat eine der Frauen ihre erste Begegnung mit der thronenden Göttin von Catal Hüyük mit folgenden Worten beschrieben: «In Ankara sehe ich sie zum ersten Mal. 'Meine Göttin'. Sie sitzt auf einem Thron, hat einen massigen Körper. Tränen füllen meine Augen, dort thront mein ungelebtes Leben. In der Therapie mühsam ertrauert, hier offenbart es mir die Göttin auf einen Blick. Sie verkörpert für mich Stolz, Macht, Wissen, Erotik, Selbstliebe, Freiheit und Verbundenheit. Gefühle und Gedanken, schwer zu formulieren, erfüllen meinen ganzen Körper. Es ist Angst, Glück und Freude zugleich. Es fasziniert mich, mit welcher raumgreifenden Selbstverständlichkeit sie dort sitzt. Mir mit anderen Frauen Raum schaffen, mich wichtig nehmen, eine neue



Kraft erfüllt mich. Jetzt schaue ich sie an und weiss, dieses ist ein neuer Anfang. ... Mit der Göttin habe ich mich selbst entdeckt, und ihre für mich befreiende göttliche Kraft erschliesst mir neue Dimensionen des Frauseins. Danke Göttin.»⁹⁾

Eine neue Lust am Leben, am Körper, an Frauen, aber auch am Denken und Wissen haben viele TeilnehmerInnen von der Reise mit nach Hause gebracht. Fast die Hälfte von ihnen verliebte sich während bzw. im zeitlichen Umfeld der Reise in andere Frauen – einige von ihnen zum ersten Mal. Zwei fanden auf einer der Reisen die Partnerin für's Leben. Körperlichkeit und Lust waren für diese Frauen nicht mehr in erster Linie an männliches Begehren gebunden. Mit ihnen hatten sie gleichzeitig geistige Dimensionen des weiblichen Körpers entdeckt, die ihnen halfen, jene patriarchale Trennung von Körper und Geist zu



überwinden, der sie insgeheim schon lange misstraut hatten. Die Göttinnenfiguren waren so für die meisten Frauen zum Ausdruck eines neuen Lebensgefühls geworden. Es drückte sich aus in einer Lust am Frausein im umfassendsten Sinn und verband sich mit einem tieferen Wissen um jene Menschheitsepoche, in der Frauen von primärer Bedeutung waren und ihr Leib noch als «Tempel der Heiligen Geistin» gesehen wurde.

Die Botschaften jener kraftvollen Skulpturen, die bis heute zu uns herübertönen, enthalten ein kosmisches Weltbild ebenso wie ein Bild der Natur, das mit Hilfe des weiblichen Körpers dargestellt wurde. Allem kosmischen und natürlichen Geschehen lag das Bild des Gebärens zugrunde. Die Gestirne wurden ausgebrütet oder geboren, aber keinesfalls «gemacht» oder gar «wie Lampen an den Himmel gehängt», wie es im ersten Schöpfungsbericht der Bibel heisst. Auch Pflanze, Tier und Mensch verdanken sich dem weiblichen Gebärrakt.

Bis heute enthält auch der lateinische Naturbegriff noch diese Vorstellungen. Er bedeutet in erster Linie: Geburt und Gebärrung, dann aber auch: Substanz, natürliche Beschaffenheit und das Wesen einer Sache bzw. eines Menschen. Gleichzeitig hat er aber auch noch die Bedeutung von: Weltordnung, Naturgesetz, Naturkraft und Weltall.¹⁰⁾ So umfasst noch heute der Naturbegriff die wesentlichen Aspekte des matriarchalen Weltbildes, in dem sich alles Sein dem weiblichen Gebärrakt verdankt.

Folglich kann sich die Göttin Neith auch rühmen als jene, die das Licht als ihr Kind gebiert, «das des Tages und das der Nacht». Der Sonnenaufgang wurde als «Geburt» der Sonne verstanden, die die Grosse Göttin allabendlich bei Sonnenuntergang wieder verschlang. Noch heute erinnert bei uns die Sprachverwandtschaft der Begriffe «Sonne» und «Sohn» an diese Vorstellung.

Mag der Kosmos als weibliche Gestalt so mancher Frau heute auch fremd anmuten; die Erde als unsere Mutter ist uns allen noch geläufig. Nach dem Prinzip: Wie oben so unten, ist es hier unten Mutter Erde, die alles Leben hervorbringt und der sich folglich alles Leben verdankt. Der weibliche Körper als Grundmodell allen Seins.

Kein Wunder also, wenn frühe Tempelbauten ebenso wie Grabanlagen – insbesondere auf Malta – einen weiblichen Körper als Grundriss erkennen lassen und die Vulva den Ein- und Ausgang bildet. Hierbei handelt es sich um eine Umsetzung der Vorstellung, dass Tempel und Gräber entsprechend dem Kosmos und der Natur als weiblicher Innenraum gedacht wurden und somit das religiöse Ritual als Rückkehr an den Ort des eigenen Ursprungs verstanden wurde. Selbst spätere Tempel- und Kirchenbauer wussten noch, dass das Allerheiligste ihrer sakralen Bauten, jener Ort, an dem die Anwesenheit des Göttlichen zelebriert wurde, eigentlich die Gebärrmutter darstellte – den Raum unseres



Entstehens, Werdens und unserer Vollen- dung, unser leiblich-geistiger Ur-Raum sozusagen.

Nach der Entdeckung der Botschaft sakraler Frauenkörper entsteht nun konsequenterweise auch eine weibliche «Leibphilosophie». Sie ist ein Versuch der Philosophin Annegret Stopczyk «einen spezifisch weiblichen Erkenntnisweg zu finden, der die maskulinen Vernunftwege überschreitet, ohne sie ganz auszuschalten.»¹¹⁾ Für sie ist der Leib mehr als unser Körper, steht er doch auch mit unserem Geist und Gemüt in engster Verbindung.

Am Beispiel des vorsokratischen Philosophen Parmenides zeigt die Philosophin auf, dass in jener Zeit das Denken noch leiblich war. «Während die Philosophen ihn als den ersten patriarchalen Denker interpretieren», sagt Annegret Stopczyk, «dass Parmenides nicht der Anfang unseres 'abendländischen Geistes' ist, sondern eher das Ende irgendeiner anderen Erkenntnistradition, die wir nicht umhin können, 'matriarchal' zu nennen.»¹²⁾ Sie unterscheidet seinen Denkweg in drei wesentlichen Elementen von der patriarchalen Philosophie: «Erstens: Sein Leib ist ihm Zugang zur Erkenntnis; zweitens: Das Geistige ist weiblich; drittens: Die Welt ist von einer Göttin geboren, nicht von einem Gotte gemacht.»¹³⁾

Diese vorpatriarchalen Anschauungen bilden auch die Grundlage jener Leibphilosophie von Annegret Stopczyk, mit der sich in unseren Tagen das Leibliche mit dem Geistigen, das Göttliche mit dem Weiblichen wieder neu verbinden. Damit eröffnet sich ein gangbarer Weg aus jener zerstörerischen und lebensfeindlichen Spaltung, an der niemand so sehr gelitten hat wie das weibliche Geschlecht.

So erweisen sich die Skulpturen vollbusi-

ger und fettleibiger Göttinnen als Symbole einer weiblichen Lebensfülle, die Leib, Seele und Geist umfasst und daher jene Lust vermittelt, die auch Eva lockte, vom Baum der Erkenntnis zu essen, um weise zu werden. Wir haben gerade erst begonnen, die Botschaft jener Skulpturen zu entziffern, die uns auf unseren ureigensten weiblichen Erkenntnisweg aufmerksam machen.

Dr. Christa Mulack, geb. 1943, lebt als freie Schriftstellerin und feministische Theologin in Hagen.

¹¹⁾ vgl. Jeremia 7,15ff und 44,15ff

¹²⁾ vgl. sein Buch: *Heilige Hochzeit und Hohes Lied*, Wiesbaden 1956

¹³⁾ Hld 7,8

¹⁴⁾ Hld 7,3

¹⁵⁾ Hld 7,3

¹⁶⁾ Hld 1,12

¹⁷⁾ Hld 3,4

¹⁸⁾ vgl. Hld 3,11

¹⁹⁾ Ilse Colombo: *Ich habe die Göttin gefunden*, in: *Auf den Spuren der Göttin*, Heft 2, S. 55

²⁰⁾ *Der kleine Stowasser*, München 1971, S. 327

²¹⁾ *Radioskript ihrer 6. Schulfunksendung «Leibphilosophie – Gibt es eine weibliche Erkenntnis?» – gesendet am 19.6.1992 im Saarländischen Rundfunk. Ihr diesbezügliches zweibändiges Werk wird in Kürze bei dem ostdeutschen Verlag Rütten und Löning erscheinen.*

²²⁾ Annegret Stopczyk: *Sophia – Weiblicher Abschied von der Philosophie des Patriarchats*, Unveröffentl. Manuskript, Berlin 1993, 120, zit. bei Gerda Weiler: *Eros ist stärker als Gewalt*, Frankfurt 1993, 165

²³⁾ Stopczyk a.a.O.108, zit. Weiler a.a.O.

Das Feuer weiblicher Leidenschaft ...

und die saure Milch der frommen Denkungsart

Rosmarie Wipf

Wo weibliche Leidenschaft aufflammt, wird's heisser. Heller auch. Und kraftvoller. Da kommen wir in Kontakt mit offensichtlichen oder verborgenen Kräften, Energien und ihren Quellen. Wir lassen uns ein auf das, was weibliche Potenz sein und bewirken kann. Wir rühren an ein tief gegründetes Potential, in dem die Macht weiblicher Sinnlichkeit, Erotik und Spiritualität wurzelt. Da brennt es. Unter der Haut, auf der Zunge, im Herzen. Mit der Leidenschaft tritt innere Kraft sichtbar zu Tage.

«Ich bin eine Mauer,
und meine Brüste wie Türme;
nun bin ich in seinen Augen
wie eine, die Heil gefunden hat.»

Hoheslied 8.10

So singt die Geliebte in mächtigen Worten, entlehnt aus der Fachsprache der Befestigungsarchitektur. Sie siedelt den Ausdruck ihrer Leidenschaft im Feld von Widerstand, Wehrhaftigkeit und Aggressivität an. Nichts Abwertendes schwingt in dieser Kraftäusserung mit. Vielmehr eine überraschend erfrischende Selbstverständlichkeit.

Aus solchen Brüsten fliesst frischere Milch als die der frommen Denkungsart. Solchen Quellen entspringt eine süsse, nahrhafte, stärkende Milch. Wer davon trinkt, wächst. An Selbstwert, an Sinnlichkeit, an Erotik und an spiritueller Kraft.

Die weibliche Brust ist ein Ort, an dem der Reichtum weiblichen Potentials sicht- und erfahrbar wird. Die Brust als *Kontaktorgan* hilft uns, das Gefühl für Nähe und Distanz zu schärfen. Die Brust als sensibles *sexuelles Organ* lässt uns Lust empfinden. Über unsere Brust schenken wir *Geborgenheit*. Durch die Brust *nähren* wir.

Wir *werfen uns in die Brust* und bringen vor, was wir zu sagen haben, im *Brustton der Überzeugung*. Kampf ist angesagt. Die Brust wird erfahren als *Krisenherd*, als *Krankheits- und Kriegsgegend*, als Übungsgelände für Gynäkologen.

Die Brust also als Zone des Offenbarwerdens beider Seiten: weiblicher Stärke, Kraft, Macht und auch tiefgreifendster weiblicher Verletzlichkeit.

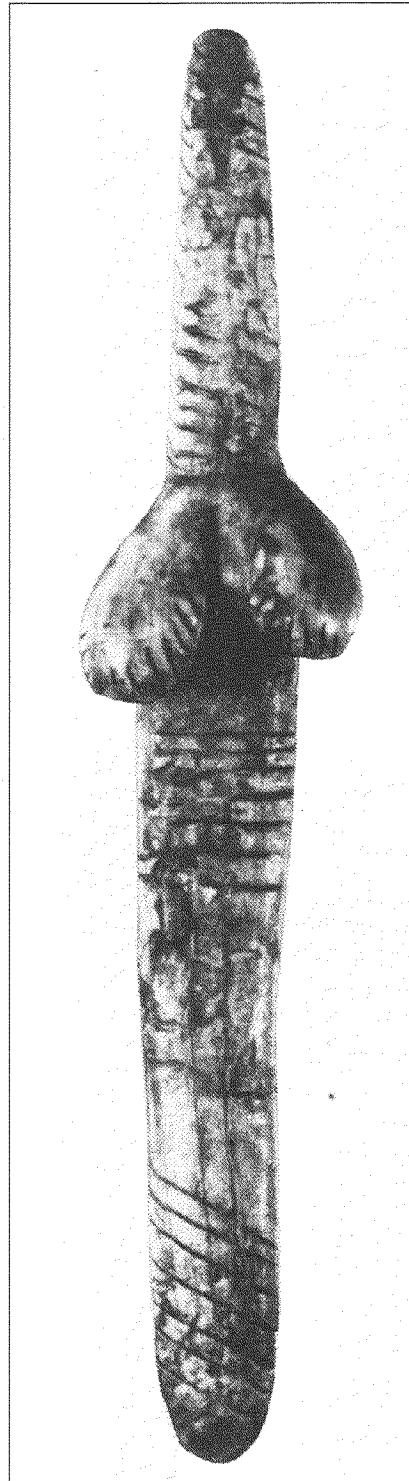
Zweiseitiges jedoch verunsichert, ängstigt, bietet sich an für Vereinfachung oder Tabuisierung. Dazu trägt die Milch der frommen Denkungsart Wesentliches bei.

In dieser Milch gebadet, haftet unserer weiblichen Körperlichkeit ein saurer Geruch an.

Der saure Geruch der Abwertung

Erotik, Sexualität, Aggression – drei wichtige Lebenskräfte. Ihre tiefen Wurzeln gründen in unserer Körperlichkeit und Empfindungsfähigkeit. Dies sei besonders pflegens- und schützenswerter Boden, könnten wir glauben. Irrtum. Eine lange Tradition der Abwertung weiblicher Körperlichkeit und Gefühlsfähigkeit geht uns voraus.

Längst ist sie Teil des weiblichen Selbstverständnisses geworden. Boden für wirksame Selbstverachtung, und diese tiefsitzende Selbstverachtung wirkt als schärf-



Weiblicher Körper (ca. 20 000 Jahre v.Chr.)

stes Gift gegen die Kraft weiblicher Erotik.

Erotik ist ein «Lebensmittel» (Audre Lorde), das in einer tiefen weiblichen, spirituellen Ebene wurzelt. Es entspringt der Macht unserer unausgesprochenen Gefühle. Es ist ein grundlegendes Wissen und damit eine (auch gefährliche) Macht. Ich verstehe mit Audre Lorde Erotik als ein Mass der beginnenden Wahrnehmung unserer selbst im Chaos unserer stärksten Gefühle. So verstanden liegt in der Erotik der Keim einer Wahrheit und Sinn stiftenden Prozesses, die Wurzel einer vieles verändernden Kraft.

Wer die davon ausgehende Gefahr wittert, muss ein ernstes Interesse daran haben, dieses Wissen und diese Macht zu unterdrücken. Die Geschichte lehrt uns bewährte Mittel zur Unterdrückung bewegender Kräfte: Misstrauen, Verachtung, Abspaltung.

Sie wirken zersetzend auf die Kraft der Erotik. Erotik wird als körperliche Begegnung von Menschen ins Schlafzimmer verbannt, nicht selten kontext- und beziehungslos. Damit läuft sie Gefahr, ihrer tieferen Dimension beraubt zu werden. Sie verfälscht zu oberflächlicher Erregung, von Gefühl entleert.

Abwertungen greifen nicht allein über offene direkte Attacken. Oft geistern sie viel gefährlicher in kleinsten Teilchen atmosphärisch herum. Unmerklich atmen wir dauernd Geringstmengen solcher «Schadstoffe mit langer Halbwertszeit» ein.

Dieser Art von Verseuchung besonders ausgesetzt sind Vielfalt und Reichtum möglicher Frauen-Lebens-Formen. Frauen leben allein, mit einem, mit mehreren Männern, mit Frauen, mit Frauen und Männern, mit Kindern und und und... Alle diese Lebensformen können wir achten und wertschätzen. Dann respektieren wir mit Teresa von Avila das jeder Form innewohnende Potential: «Ich möchte, dass ihr nur dieses eine begreift: Es geht auf diesem geistlichen Wege nicht darum, viel zu denken, sondern viel zu lieben. Was am meisten Liebe in euch weckt, das tut.»

Oder aber wir ziehen despektierlich über einzelne Lebensweisen her, nicht zuletzt über uns selbst und die je eigene, bewusst oder nicht bewusst gewählte Form.

Dann verbreiten wir den feinen Verachtungsdunst, der sich durch die Atmosphäre zieht, mit.

Der Kampf, uns unsere Wahrnehmung zu erhalten

Die eigene Wahrnehmung ist der Kompass, der die Richtung weist aus dem Teufelskreis der Abwertung heraus. Doch diese Wahrnehmung war seit je verharmlosenden, vernichtenden, vertuschenden, vernebelnden Einflüssen ausgesetzt. Das intellektuelle systematische Werkzeug dazu hiess/heisst: Pathologisierung. Der entsprechende Satz: Du spinnst.

Diese Systeme sind es, die es zu durchbrechen gilt: die verharmlosenden, die vernichtenden, die vertuschenden, die vernebelnden. Die Richtung deutet auf keinen sanften Spaziergang hin.

Wo verbirgt sich die Quelle der dazu benötigten Kraft? Sie entspringt entwickelter Sinnlichkeit und lebendiger Erotik. Höchste Präsenz und Wachheit lassen diese Kraft ausströmen. «Mein Name ist 'Ich lebe'. Ich bin hier.» (Anna Lee Walters)

Als Fahrzeug benutzt diese Kraft das Teilen und Mitteilen des vielfältigen Ausdrucks für das. «was unser aller tiefstes und reichstes Potential ist: die Leidenschaft des Liebens, des Liebens in seiner tiefsten Bedeutung.» (Audre Lorde)

Welche enormen – auch zerstörerischen – Kräfte durch Teilungsprozesse freigesetzt werden, ist uns aus der Kernphysik längst bekannt. Auch schmerzlich. Gleiches entdecken und erfahren wir im Bereich unserer Gefühle. Im Mitteilen und Teilen von tief wahrgenommener Freude, Wut, Angst, Kraft, Schmerz äussert sich zum ersten Mal die lebensverändernde Kraft. Nur freigesetzt kann sie atmen und wachsen. Eingesperrt, sprach- und ausdruckslos mottet sie in sich hinein, versiegt schliesslich.

Das wussten schon die alten Mystikerinnen, auch Hildegard von Bingen. Sie liess das Licht leuchten in Texten, Bildern, Klängen und wissenschaftlichem Fragen. Hier gewinne ich eine Ahnung von so etwas wie heiligem Feuer, das in, auf und unter der Haut brennt. Licht und Feuer aber sind es, die die Brücke bauen zwischen Spiritualität und Politik. Nicht nur bei den Mystikerinnen.

«Beten ist wünschen – nur feuriger.» (Simone Weil)

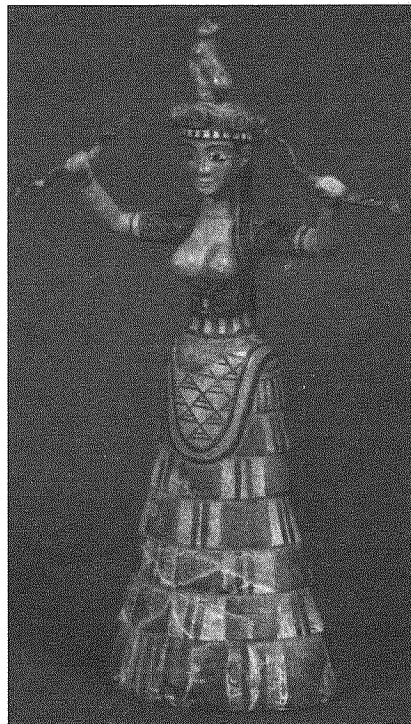
Rosmarie Wipf, geb. 1951, Theologin. Gestalttherapeutin. Eigene psychotherapeutische Praxis, Supervisionen im theologischen und sozialen Bereich, Projektbegleitungen, Lehrtätigkeit. Interessiert an Fragen von Geschlechtsidentität, Frauen-Lebens-Formen, Spiritualität.

Quellen:

- Teresa von Avila: *Ich bin ein Weib – und obendrein kein gutes*, Hg. von Erika Lorenz, Freiburg im Breisgau 1982.
- Audre Lorde: *Vom Nutzen der Erotik: Erotik als Macht*, in: *Macht und Sinnlichkeit*, Hg. von Dagmar Schultz, *Ausgewählte Texte von Adrienne Rich u. Audre Lorde*, Berlin 1983.
- Anna Lee Walters: in: *Ursula Wolf, Mein Name ist Ich lebe*, München 1979.

Am Busen der Natur, da möcht ich ruhn

Silvia Strahm Bernet



Schlangengöttin Kreta (1 600 v.Chr.)

Kann man ironisch über Busen schreiben oder ist bereits das Wort «Busen» heute Ironie - beinahe ein Zwinkern, ein Reden in Anführungszeichen? Busen ist ein altes Wort und weckt Erinnerungen. An Filme etwa, wo er aus den Dekolletés geschnürter Damen quillt, weiss und so verführerisch prall, dass er die Finger zum Spielen lockt. Schmale Taille, grosser Hintern und schwellender Busen – die Silhouette der Weiblichkeit, aber früher, viel viel früher. Sich vorzustellen, dass sich Frauen einst Kissen auf Drahtgestelle banden, um ihren Hintern zu betonen, wo wir ihn möglichst handlich und knabenhaft schmal zu modellieren haben, nicht vorstellbar. Welche Wonne! Aber ich sollte hier ja nicht vom Hintern, sondern vom Busen reden, der natürlich auch in den guten alten Zeiten, die es nie gab, seine Probleme aufwarf. War er zu klein, machte er nichts her in den eigens für ihn zur Verfügung gestellten Ausschnitten, und da er den edlen Damen sowieso nur als Ausstellungsstück und nicht zum Säugen taugte, war er wohl bar jeden Sinns.

Ein Busen ist nun aber, wie wir alle wissen, nicht einfach ein Stück Natur, auch wenn wir noch so gerne an ihrem Busen ruhen. Ein Busen ist, ob gross, ob klein, ein pralles Stück Mythos, nicht einfach ein Gewebe voll Drüsen und Fett, sondern geradezu ein Inbegriff. Verbal und physisch. In jedem anständigen Film wird mindestens einmal mit beiden Händen daran geknetet und herumgekniffen und

führt zu so manch weiteren Dingen, die nicht hierhergehören.

Erinnern sie sich? «Unter seinen glühenden Blicken hob und senkte sich ihr Busen und sie errötete sanft» – wie ist das doch schön gesagt, wie anders als dieses «geile Titten, dachte er». Aber Fleisch hin, Mythos her, wahrscheinlich bin ich einfach nur sentimental. Bei Busen fällt mir klares Denken schwer. Da schwappt viel Bild ins klärende Wort und spült es weg, als wär's ein Nichts. Marilyn Monroe posiert es weg und die Venus von Botticelli und die täglichen Schönen, die himmlisch perfekten, aufs Bild gebannt und vor unsere Augen gesetzt, damit wir uns an ihnen die Zähne ausbeissen... Wie soll man da ironisch sein und distanziert? Überhaupt wird man von Brüsten ja überall regelrecht angesprungen und vor allem anderen: darauf verpflichtet. Wer sie verliert, weiss erst, was sie waren: Kein Organ zum Säugen des Nachwuchses, sondern ein «Gegenstand» des Begehrens: hoch erotisiert, angereichert mit Verheissung und Lust.

Und auch das Begehren unterliegt, wie fast alles andere auch, den Gesetzen des Marktes. Und die Marktgesetze wollen, dass ein Produkt verbessert wird, wenn es sich schon nicht durch ein neues ersetzen lässt. Und wenn es um Brüste geht, fallen einem dazu wohl keine von Grund auf neuen Alternativen ein. Und so macht dieser Markt die Brust, ohne Frust, zum reinen Objekt der Lust. (Daraus liesse sich vielleicht ein Werbespot machen, aber vielleicht gibts ihn ja schon.) Und weil die «Brust zur reinen Lust» immer grösser sein muss als sie freiwillig wuchs, oder zumindest weniger schlaff und den nach unten führenden Wegen des Vergehens unterworfen, hat ein Produkt, das wir alle vom Häuserbau her kennen, Eingang in die weibliche Renovationsindustrie gefunden. Wieso bloss soll man nur Häuser damit isolieren, wo man es doch genausogut in Frauenbrüste stopfen kann, wo sich das Ergebnis erst noch sehen lässt? Vielleicht ergibt sich als Nebenprodukt gerade auch noch eine Isolierung jenes Organs, das den gleichnamigen Ort bewohnt und dem eine Isolierung ja angesichts dessen, was vor seiner Nase geschieht, nur von Nutzen sein kann. Weil, es ist ja eigentlich ungeheuerlich. Da wird der Typus Frau kriert, die ist schlank und schmalhüftig wie ein Mann, besitzt festes, muskulöses Fleisch und auf dieses gestählte weibliche Wesen des ausgehenden 20. Jahrhunderts werden noch, zwecks Dekorativität, ein Paar Brüste gepfropft, die aussehen wie Kugeln. Stilisiert beinahe, so als könnten sie gerade auf einem Couchtisch stehen oder in einer Glasvitrine. Aber wahrscheinlich versteht eine wie ich einfach nicht, was Fortschritt heisst, versteht nicht, weshalb dieses zweibeinige Tier überall seine Finger drinhaben muss. Und so sehe ich mir also diese nackten Busen an, und keine Erotik und keine Ästhetik umwölkt und benebelt mehr meinen Blick, sondern er folgt, ganz aufgeklärt, bloss noch der ernüchterten Frage: «Ist er mit oder ohne?»

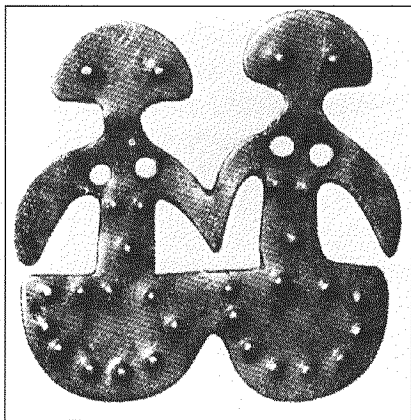
Von Hauskirchen und Kirchenhäusern

Eine Begegnung spezieller Art

Luzia Sutter Rehmann

Als ich die Anfrage erhielt, einen Beitrag für die FAMA zu schreiben, in dem eine mögliche lustvolle Entwicklung des Christentums als realistisch gedacht wird – also eine Vision zu entwerfen, die gleichzeitig als Erinnerung daherkommt – konnte ich Martha noch nicht. Ich lernte sie durch Petra kennen. Petra kannte ich schon länger. Sie ist eine aufgeweckte ältere Frau, ich glaube, sie ist Sigristin in einer schönen, alten Kirche. Oder nur Ausstufkraft? Ich hatte sie jedenfalls noch nicht oft bemerkt. Manchmal sah ich sie verschwinden, mit einem Schlüsselbund und einem Blumenstraus in der Hand. Andere Male sah ich sie einfach am Ausgang stehen. Ich hatte noch kaum mit ihr geredet. Ich glaube, sie hängt an ihrer Kirche. Oder hing sie?

Nun bin ich mir nicht mehr so sicher. Seit jenem Tag, an dem in der hintersten Bank eine schöne Frau in farbigen Tüchern sass. Ich wollte eigentlich nur ein paar Prospekt in die Fächli legen. Aber der schönen Erscheinung wegen, blieb ich stehen. Petra kam aus dem Dunkeln auf die Frau zu, mit leisen Schritten und fragte sie etwas. Die ihr Unbekannte schüttelte den Kopf, dass Ohrringe klingelten, und lachte warm und laut: «Nein, das soll eine Kirche sein!» Ihre Tücher raschelten vor lauter Fröhlichkeit. Petra lässt sich nicht so leicht verunsichern. Deshalb rührte sie sich nicht vom Fleck, beugte sich zu der Frau vor und flüsterte etwas zu ihr. Diese nickte und rückte zur Seite. Petra setzte sich etwas zögernd. Jetzt schauten beide nach vorn. Ich setzte mich unweit von ihnen – ist das unverschämte? Aber ich be-lauschte sie.



Zwillingsfigur, Anatolien, 2 300 - 2 100 v. Chr.

«Mein Name ist Martha. Kennst du diesen Namen?» Petra war offensichtlich erstaunt. So schnell duzte man sie sonst nicht. Und natürlich kannte sie Martha vom Namen her. Doch das genügte offensichtlich nicht: «Martha hiess die Jüngerin Jesu, die ihn als erste Messias nannte. Sie brachte ihn dazu, ihren Bruder zu neuem Leben zu erwecken. Sie war eine bedeutende Leiterin der frühen Hauskirche. Ich habe mich nach ihr benannt, wie ich mei-



Serbische Frauenstatuette, Mitte 5. Jahrsd.

ne Berufung fand.» Petra staunt jetzt nicht mehr. Eine Feministin. Kennt sie, diese Frauen. Nicht unsympathisch, nur etwas extrem. «Mein Name hat natürlich mit Petrus zu tun», dies meint Petra versöhnend. Aber jetzt ist es an Martha, zu staunen. «Was, sogar Frauen berufen sich auf Petrus? Dabei war er wirklich für den Ausschluss der Jüngerinnen.» Petra zeigt sich kooperativer und flexibler, als ich erwartet hätte. «Nun, er war aber auch ein wichtiger Fels für die Kirche und besass viele Schlüssel oder? Das tue ich nämlich auch, und meine Arbeit ist grundlegend hier.» Martha lächelt und fragt nun, da sie über die Bedeutung Petras orientiert ist, nach Kissen. Weichen, farbigen, grossen und kleinen Kissen. Diese Kirche erscheine ihr so hart und unnahbar. Warum keine Teppiche und gemütliche Ecken eingerichtet seien? Martha entwarf ein – für meine Ohren – ziemlich orientalisches Bild für einen Kirchenraum voller Stoff und Blumen, Düfte und Kerzenlichter. Petra konnte hierauf etwas über die Bedeutung der Gotik erzählen. Sie machte das ziemlich kompetent und schlicht. Aber die harten Bänke fielen mir erst jetzt unangenehm auf.

Martha zog bald darauf aus ihren Gewändern einen Stoffbeutel. Daraus nahm sie zwei Tässchen und eine durchsichtige kleine Flasche. Die beiden Frauen tranken daraus, und Petras Wangen wurden ange-regt rosa. Bald klatschte Martha einen Rhythmus, sang und piffte dazu, und Petra begann zu lächeln. Die Gesten und Einfälle der Martha waren offenbar begeisternd. Petra stand auf und führte ihre neue Freundin in die Krypta. Nun konnte ich natürlich nicht mehr mithören, ich hätte mich zu erkennen geben sollen. Aber, da ich nun schon so lange lauschte, war mir das echt peinlich. Ich wäre jetzt hinausgeschlichen,

wenn nicht gerade jemand hereingekom-men wäre. Nein, das gibt es doch nicht, noch eine solche Frau, mit einem kleinen Kind auf dem Arm! Sie kam auf mich zu und fragte mich nach ihrer Schwester Martha. Doch da kam diese auch schon wieder die Treppe herauf, raschelnd, klim-pernd und schwungvoll. «Ave, Maria, ge-liebte Schwester!» Nun küssten sie sich, als ob sie sich ewig nicht mehr gesehen hätten, und Martha hob das Kleine hoch und wandte sich zu Petra: «Liebe Petra, hier siehst Du Maria, wir leiten unsere Hauskirche abwechselnd. Maria hat Pris-killa mitgebracht. Sie wohnt für eine Wei-le bei uns, da Priska und Aquila unterwegs sind.» Petra freute sich an der kleinen Priska und der grossen Maria und wurde geküsst und gegrüsst und in die Mitte genommen. Jetzt wandte sich Maria mir zu: «Und Du, bist Du eine Schwester von Petra?»

Petra und ich sahen uns erstaunt, über-rascht an.

Petra übertraf all meine Erwartungen: «Gar keine schlechte Idee. Eine Art Schwester bist Du auf jeden Fall, oder?» Ich war erleichtert. Endlich war ich von meiner Lauscherinnen-Rolle befreit und bekam eine Mitsprache-Möglichkeit. Aber, was wurde hier eigentlich gespielt? Petra lud uns alle zu einer Tasse Tee in den nahen Kirchengemeindesaal. Ich trug plötz-lich zwei riesige Einkaufsnetze, voller Gemüse, Brot und Kerzen. «Die sind für das Feierabendmahl von heute Abend. Weisst Du, Martha ist als Leiterin dafür zuständig.» «Auch für das Einkaufen?» (Diese blöde Frage ist natürlich von mir.) Maria nickte. «Ja, für den gesamten ersten



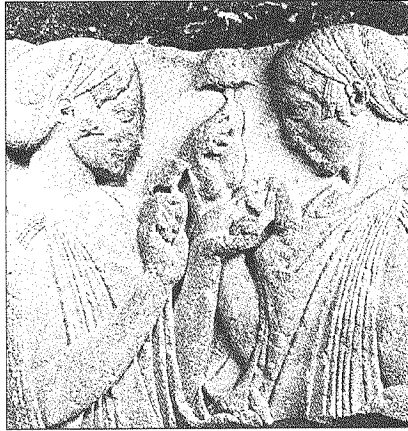
Tongefäss, Antolien, 6. Jahrsd.

Teil. Einkaufen, Essenszubereitung und Verteilung, Segnung und Tischgebet.» Ich muss ziemlich verwirrt ausgesehen haben, denn Maria erklärte weiter: «Ich bin als Co-Leiterin für den zweiten Teil des Abends zuständig: Salben, Dankgebet, Erinnerungsteil, samt Abwaschen, Aufräu-men und Schlussritual.» «Was salbt ihr denn so?» (Diese praktische Frage kam von Petra.) Martha zeigte ihre vom Hen-nafärben gelblichen Handflächen. «Etwas zum Salben gibt es immer. Ausserdem lieben wir das Anrühren von Pflverchen, das Mischen der Kräuteresenzen, die ver-

schiedenen Farbtöne und die unterschiedlichen Haarqualitäten. Die Kopfsalbung geht auf eine Frau aus Bethanien zurück, die Jesus salbte, als alle ihn verraten wollten. Damit drückte sie ihre Liebe aus – zu ihm, zum Leben, zur heilenden Leiblichkeit.» Petra und ich schauten uns schnell an. Nein, soweit waren wir nicht in unserem «Kirchenhaus». Petra schloss die Türe zum Gemeindehaus auf und führte uns – nun ganz Gastgeberin – in die Küche. «Das Fussalben ist freilich etwas anderes», meinte Maria nachdenklich. «gewiss hat es auch eine erotisierende Kraft, zartwarmes Wasser und nackte Haut. Aber hier geht es eher um die Umwandlung von Macht zu Dienst.» «Deshalb ist es auch nicht Maria, die die Füße salbt, sondern Männer der Hauskirche tun es in Erinnerung an ihre patriarchale Vergangenheit. Sie sind es, die ihre Macht ablegen müssen und voreinander und für uns diese Gesten der Liebe und Pflege ausüben», half Martha uns auf die Sprünge. «Was tun denn Eure Männer?» Diese Frage stand dermassen unvorbereitet im Raum, dass ich mich am Tee verschluckte. Petra holte tief Luft: «Also, da haben wir z.B. die Männer in Leitungspositionen wie der Herr Kirchengemeindepräsident oder die Synodalen...oder die Pfarrer natürlich oder...» Petra schaute mich hilfessuchend an. «Und was tun diese leitenden Männer wirklich?» Maria stellte diese Frage, indem sie ihre wippende Fusspitze anschaute, die aus einem bequemen Strickschuh herauschaute. Unwillkürlich musste ich ans Füssewaschen und -salben denken. Ich dachte an meine Füße, die in etwas engen Lederschuh stecken und sich plötzlich nach zartwarmem Wasser sehnten... «Wir stellen unsere Kleidung alle selbst her», erklärte Martha gerade. «Während des Unterrichtes muss man ja was tun! Und ausserdem lernen dann alle, wieviel Arbeit im Weben, Stricken, Flickern und Nähen steckt.» «Es geht freilich auch um die Akzeptanz der Leibesfülle», dies sagte wiederum die nachdenklichere Maria, «schliesslich sind wir *Tempel Gottes*. Das bedeutet, dass wir uns schmücken und feierlich bereiten – so wie ihr eure Kirchenhäuser – und damit wird jede Schneiderin oder jeder Weber Priester oder Priesterin – oder wie nennt ihr das, Sigristin? Das Waschen, Salben und Pflegen des Kopfes oder der Füße sind natürlich auch priesterliche Gesten des Heilens, das Ernähren ist es ebenso wie das Singen, Beten, Nachdenken und gemeinsame Besprechen der Nöte oder Hoffnungen. Unser Leben ist ein Gottesdienst, nicht wahr?»

Später erzählte Martha aber von den Schwierigkeiten, die es bei der letzten grossen Versammlung gegeben hatte. Sie hatten es ja unternommen, einen *Kanon* zu bestimmen, eine Sammlung von Briefen, Geschichten, Legenden, die allen christlichen Gemeinschaften wichtig waren. Hier zeigten sich natürlich riesige Unterschiede unter diesen Gemeinden. Es gab wirklich Gemeinden, in denen die Frauen immer noch verheiratet waren! «Wie soll denn die Arbeit für Gottes neue Welt geleistet werden, wenn die Frauen an die Wiegen,

Herde und Better gefesselt bleiben? Ihnen fehlt dann jede Bewegungsfreiheit, jede Zeit und Kraft, sich für die Gefangenen und Kranken einzusetzen! Und bei der Eifersucht der Ehemänner gibt schon eine Teilnahme an einem Feierabendmahl eine unwürdige Szene!»



Grabrelief aus Thessalien, ca. 460 v. Chr.

Martha klirrte aufgebracht mit den Ohrringen. Maria nahm ihr die Priskilla aus den Armen, die bei Marthas Aufregung zu schreien angefangen hatte. Petra hatte richtig rote Flecken auf dem Gesicht, als sie Martha fragte: «Und was hat das mit dem Kanon zu tun?» Maria half ihrer Schwester, das Ganze auf die Reihe zu bringen. Soviel ich verstanden hatte, waren an dieser Synode die Fetzen geflogen. Evangelien – vier an der Zahl – waren nicht das Problem. Aber schon bei der Apostelgeschichte schien es unüberwindliche Gräben zu geben. Die einen plädierten für die Apostelgeschichte des Petrus, andere für die des Lukas und Marias und Marthas Gemeinschaft natürlich für diejenige der Thekla und des Paulus. Statt der vielen Paulusbrieve wollten sie auch die Perpetua zu Wort kommen lassen, und ganz strikt wehrten sie sich gegen die beiden Timotheus-Briefe. Ausser aus ihren Gemeinschaften – hier erwähnten sie noch eine Anzahl Frauen, die ich nur unvollständig wiedergeben kann: Phoebe, Junia, Tabitha, Lydia, Eutychia... – waren keine Frauen delegiert worden. Und die Männer bereinigten all ihre Differenzen einhelliglich auf Kosten der Frauen. Darauf hatten sie mit dem Platzen der Synode gedroht und den Brüdern zehn Jahre Zeit gelassen, genügend Frauen zu delegieren. «Und, haben sie das getan?»

Wieso fragte Petra das? Konnte sie unseren christlichen neutestamentlichen Kanon wirklich nicht? Da waren die Timotheusbrieve, die vielen Paulusbrieve und die Apostelgeschichte des Lukas. Folglich war die Sache ja längst entschieden. «Nach diesen zehn Jahren sah vieles anders aus. Es gab immer mehr Differenzen. Die Gemeinden des römischen Westens arbeiteten eifrig an dieser Kanonfrage, da sie unbedingt eine Richtschnur, eine Grenzlinie festlegen wollten. Die östlichen Gemeinschaften liessen sich mehr Zeit. Sie liessen auch mehr offene Fragen zu. (Martha seufzte). Aber alle beide über-

sahen die Hauskirchen des Südens, Afrikas, obwohl Karthago noch lange eine zentrale Metropole war! Das Konzil von Konstantinopel versuchte 692 die Frage zu regeln. Es waren wirklich viel mehr Frauen versammelt als früher. Aber wieder wurde im Kreis herum diskutiert, und allmählich fragten wir uns, was das eigentlich sollte. Es gab sogar Stimmen, die alle nicht-kanonischen Bücher verbieten wollten in der Kirche! Andere erfanden eine weitere Kategorie: Lesenswert, aber nicht kanonisch. Wir konnten zwar vielen Schriften zustimmen, aber die Idee eines Kanons leuchtete uns immer weniger ein. Wir formulierten unsere Bedenken und vereinbarten, noch einmal zusammenzukommen in Karthago. Doch dazu ist es bis heute nicht gekommen.»

Maria war während dieser Rede auf leisen Sohlen mit Priskilla hin- und hergewandelt. Nun schlief die Kleine. Maria setzte sich zu uns. «Zuerst die islamischen Kriege, dann die Vandalen – in der Zwischenzeit etablierte sich die cathedra Petri in Rom und fand es nicht nötig, ja geradezu gefährlich, zu uns nach Afrika zu kommen. Aber», Maria schüttelte ihre rötlich-schwarzen Haare und lachte fröhlich auf. «wir hüteten uns davor, nach Rom zu gehen.» Ich war bass erstaunt. Da gab es also irgendwo im Süden so etwas wie eine Frauenkirche? Dann hatte das Schisma der Kirchen in eine grosse Ost- und eine ebenso grosse Westkirche die dritte im Bunde ausgeblendet? Das stellte natürlich meine Kenntnisse der Kirchengeschichte ernsthaft in Frage.

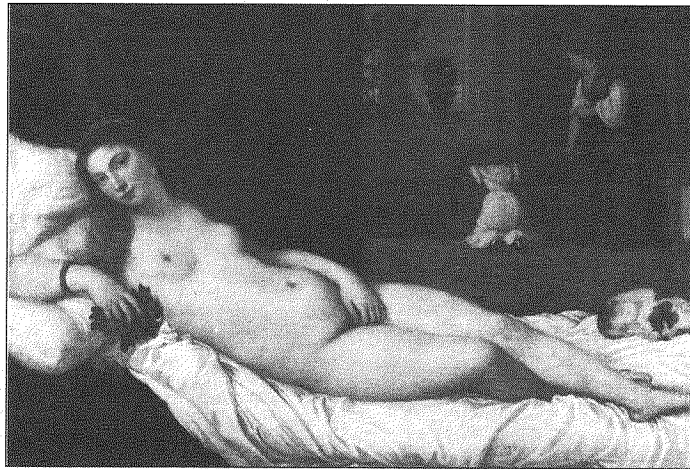
Petra bohrte weiter: «Dann lässt es sich im toten Winkel der Kirchengeschichte gut leben?» Jetzt klapperten die Ringe der Martha wieder munter und, da der Tee und die Gutzi längst ausgegangen waren, zog sie wiederum ihren roten Stoffbeutel aus ihren Gewändern. Ihre Augen funkelten verschwörerisch, als sie vier Tässchen hervorzauberte und uns allen von der klaren Flüssigkeit einschenkte. «Wir arbeiten für das Reich Gottes, nicht für die nächste Synode. Vielleicht hängt das eine mit dem anderen zusammen, aber so sicher können wir nicht sein. Darum tun wir, was uns nötig erscheint.» «Und richtig dazu», warf Maria ein. «und Spass soll es auch noch machen – denn auf uns kommt es an! Schalom, schalom!» Die zarten Tassen klirrten beim schwungvollen Anstossen, und Petras Augen und die meinen fanden sich für einen tiefen, seligen Moment. Als die Schwestern aufbrachen, ergriff Petra die Einkaufsnetze und folgte ihnen. Mir drückte sie – gewissenhaft wie sie war – den Schlüsselbund in die Hand. «Das Feierabendmahl findet heute bei mir statt, ich nehme Martha und Maria mit mir.» Ich verstand ausnahmsweise sofort: Aufräumen, abwaschen und das Schlussritual namens 'abschliessen' übergab Petra mir – als einer Art Schwester... Pfeifend machte ich mich an meine Arbeit.

Luzia Sutter Rehmann,
Theologin, Studienleiterin im Forum für
Zeitfragen der evang.ref. Kirche BS.

Angezogen – ausgezogen

Ein paar Blicke auf das
inszenierte Leben

Li Hangartner und Silvia Strahm



«Liegende Venus» von Tizian

Nackt und schutzlos kommen wir auf die Welt; Schutz und Wärme des Mutterleibes werden bereits kurz nach der Geburt durch Kleidung ersetzt. Sie verdeckt den natürlichen Ursprung und tritt zugleich an seine Stelle. Ein Kleidungsstück, in dem man sich warm und wohl fühlt, enthält Momente einer Urgeborgenheit, ist ein Stück Einheit mit der Welt und schiebt sich doch zugleich als Trennendes dazwischen. Nicht nur zwischen Körper und Umgebung, auch zwischen Seele und Welt ist die Kleidung sowohl Grenze als Verbindung. In kultischen Ritualen etwa bedeuten Kleider und bedeutet Kleiderwechsel umfassend den Wechsel des Geschicks bis hin zur Wiedergeburt. Entkleidung hingegen, Entschleierung bedeutet Erkenntnis, auch Enthüllung des Grauenhaften. Kleidung verbirgt das Naturhafte im Menschen, seine Enthüllung wird in den Mythen oft als Schrecken erfahren.¹⁾

Kleidung und Bewusstsein

Folgt man der Bibel, so ist Kleidung unmittelbar verknüpft mit dem Heraustrreten des Menschen aus dem Naturzusammenhang, mit dem Beginn aller Zivilisation, mit dem Beginn des Bewusstseins und der Erkenntnis. Bekleidung fällt in der biblischen Schöpfungsgeschichte überein mit dem Verlust des Paradieses, mit Mangel, Mühsal, aber auch mit Erkenntnis und Bewegung. So gehen Schmerz und Lust zugleich in ihre Urbedeutung ein. Sich kleiden bedeutet Verlust eines ursprünglichen Zusammenhangs, aber auch Gewinn eines neuen.²⁾

Nacktheit und Intimität

Allgemein wird angenommen, dass zu Beginn des 16. Jahrhunderts das Nacktsein im Alltag und auch bei besonderen Anlässen nicht tabuisiert war. Man schlief nackt,

man zog sich gemeinsam an und aus, man wusch sich nackt, entweder im Haus oder an einem öffentlichen Wasser. Das Badehaus war Treffpunkt für Geistliche, Bürger, Jungfrauen und junge Männer. Ganze Familien zogen bisweilen nackt oder nur teilweise bekleidet dorthin. Nacktsein war sozial statthaft und funktionell gerechtfertigt. Alles weist darauf hin, dass Nacktsein nicht in einer Sphäre der Sündhaftigkeit,

Reizbarkeit oder in einer Art voyeuristischen Geniessens erlebt wurde. Die im Laufe des 16. Jahrhunderts um sich greifende Syphilis löste einen solchen Schock aus, dass die Badehäuser geschlossen wurden. Aber auch die Verschiebung der Scham- und Reizbarkeitsgrenze bewirkte, dass man begann, die Nacktheit bei anderen zu sehen und bei sich selber zu empfinden. Nacktsein wurde als Selbst-Bedrohtsein erlebt, Nacktes sehen als Verletzung der Intimsphäre des anderen... Nach und nach verschwand die vollständige, später auch die teilweise Entblössung.³⁾

Nacktheit und Erotik

Unter dem Einfluss der wachsenden Prüderie entstand die Auffassung, das erste Kleidungsstück, das «Nackte» – wie Adam und Eva nach dem Sündenfall – sich zulegen, sei die Hose oder das Lententuch. Die Reihenfolge des im Laufe der Zeit zu Verhüllenden ist typisch. Zuerst wird das Genital mit Tabus belegt. Vom 17. Jahrhundert an werden Aktionen unternommen, die weibliche Brust mit Scham zu umgeben. Im 18. Jahrhundert herrschte noch einige Unsicherheit in bezug auf die Brust des Mannes und des Knaben. Darauf folgten fast alle anderen Körperteile.⁴⁾

Das Zurücktreten des Nackten aus einer fast täglichen Erfahrung erhöhte die erotische Reizbarkeit. Das Nackte wurde schockierend, suggestiv, verführerisch. Es gibt eine Klimax in der Enthüllung, die dem chronologischen Verlauf dieser Enthüllung entspricht. Einige Elemente des Nacktseins wurden früher und auch stärker als andere verdrängt. Diese Klimax liegt auch in der Steigerung der Reize vor. Hier schliesst der Striptease an. Wie das Dekolleté nur dann aufreizend ist, wenn die Entblössung des Busens tabuisiert ist –

und dies gilt nicht für den grösseren Teil der Menschheit, denn der Busenkult ist typisch westlich –, so verdankt der traditionellen Striptease allein der Verhüllung seinen Effekt.⁵⁾

Nacktheit und Sexualität

In den westlichen Ländern wurde seit dem 16. Jahrhundert Nacktheit zunächst der Sexualität gleichgesetzt, was nicht selbstverständlich ist. Nacktheit wurde vor allem erlebt oder beurteilt als genitale Nacktheit, und die Aktionen gegen diese Art der Nacktheit (und Unsittlichkeit) bekräftigten den Eindruck, *Nacktheit, Genitalität und Sexualität seien ungefähr dasselbe*. Die Verbindung des Intim-Privaten mit dem Nackten lässt zudem die anfechtbare Meinung aufkommen, das Intimste des Menschen sei das Körperliche, das Sexuelle, und nicht seine Psyche, sein Geist. Es ist nicht möglich, nachzuweisen, weshalb die Nacktheit das Schamgefühl mehr verletze als die bisweilen organisierten Veranstaltungen, bei denen poetische, religiöse oder andere Gefühle zur Schau gestellt werden.⁶⁾

Nacktheit und Schönheit

Als ursprünglicher Zustand der Nacktheit als Natürlichkeit lässt sich – wenn überhaupt – nur der paradiesische denken; einer, in dem sich der Mensch seiner Nacktheit noch nicht bewusst war. Im Augenblick der Entstehung eines Selbstbewusstseins ist der Zusammenhang zwischen einem ursprünglichen Zustand und der Tatsache der Nacktheit für immer durchtrennt. Der nackte menschliche Körper wird schön erst im Bewusstsein, wenn er mit Gefühlen und Sehnsüchten besetzt, bekleidet wird, mit dem Sinn für Mass und Proportion, als Gefäss der menschlichen und nur menschlichen Einheit von Geist, Seele und Sinnlichkeit.⁷⁾

Nacktheit als Natürlichkeit, als Ende der verhüllenden Verlogenheit, existiert nicht mehr – unser Denken reichert Nacktheit immer mit Bedeutung an, sei es auch noch im Versuch, Nacktheit als Natürlichkeit zu propagieren. Aber auch die Vorstellung, Kleider würden das Nackte vergessen machen, vergisst, dass Kleider nicht nur verhüllen, sondern immer auch auf das zu Verhüllende verweisen.

Li Hangartner und Silvia Strahm Bernet
arbeiten beide auf der Frauenkirchenstelle
Luzern und sind Mitredaktorinnen von
FAMA.

¹⁾ Vgl. Friedmar Apel, *Angezogen–Ausgezogen. Bilder und Texte zum inszenierten Leben*, Berlin 1984, 138

²⁾ ebd. 142

³⁾ Jus van Ussel, *Sexualunterdrückung. Geschichte der Sexualfeindschaft*, Hamburg 1979, 61

⁴⁾ ebd. 64

⁵⁾ ebd. 62

⁶⁾ ebd. 65

⁷⁾ vgl. Friedmar Apel, *Angezogen – Ausgezogen*, a.a.O. 202



Anna Selbdritt (Norwegen)

Die «Zehn Erlaubnisse»

Elga Sorge

1. Ich bin die Weisheit und die Kraft in allem und neben mir sitzt Gott, der Menschensohn, der auf den Wolken des Himmels kommt. Ihr dürft alle seine Namen und alle meine Namen, die die Völker erfunden haben, ehren. Denn ich bin nicht eifersüchtig und räche die Missetaten der Väter nicht an unschuldigen Kindern bis ins dritte und vierte Glied.
2. Du darfst Dir unbegrenzt viele Bilder und Gleichnisse von mir machen und mich erkennen und lieben in allem, was lebt, besonders in Deinem Nächsten; denn ich habe Dich erschaffen, zuerst geliebt und bestrafe Dich nicht für Deine Fehler, die ich vergebe.
3. Du darfst alle meine Feste im Jahreszyklus feiern, auch DIE HEILIGE HOCHZEIT, auch Sabbate und Sonntage, doch wisse: sie sind um der Menschen und um des Lebens willen da, nicht umgekehrt.
4. Du darfst Mutter und Vater ehren, lieben und verlassen, denn Ihr seid zur Freiheit berufen, nicht zur Knechtschaft.
5. Du darfst den Tod bejahen als Wandlung zu neuem Leben, und Du brauchst nicht zu töten, nicht einmal dann, wenn man sagt, Gott selbst habe dies befohlen.
6. Du darfst ehebrechen, Du kannst ja nicht anders, weil jede, die einen anderen Mann ansieht, seiner zu begehren, in ihrem Herzen schon die Ehe gebrochen hat. Aber natürlich darfst Du auch treu sein.
7. Du darfst Deine Güter mit anderen teilen und Dir nehmen, was Du zum Leben brauchst. Dann wirst Du nicht stehlen und Dinge nur für Dich haben wollen, die auch andere brauchen.
8. Du darfst immer die Wahrheit sagen, es wird Dir guttun, aber lass das Schwören, denn dies vermagst Du nicht.
9. Du darfst den Mann Deiner Nächsten und alle Dinge, die sie hat, lieben, doch begehre sie nicht als Besitz.
10. Du darfst Dich öffnen und werden, was Du bist, auch neidisch, hasserfüllt, egoistisch, eifersüchtig, wütend, narzistisch und böse; denn Liebenden wird auch das Böse, werden alle Dinge zum Besten dienen, also: liebe – und dann tu, was immer Du willst!

Keine neuen «Zehn Erlaubnisse»

Brigit Keller

Ich bin eine Frau, die schon viel geredet hat, in Vorträgen und privat, was wir sollten und wollen und in welche Richtung zu gehen ist und was alles ansteht an Problemen und wogegen ich mich wehren will und was Widerstand heissen könnte und wie leibfeindliche Erziehung in Selbstliebe zu ändern ist usw. usw.

Und dann erwache ich eines Morgens und in mir sagt alles sein: Nein, ich liefere das nicht mehr – Absichtserklärungen, «Erlaubnisse» oder Ratschläge. Es geht nicht mehr. Ich bin zwar über nacht nicht zum Käfer geworden, wie Gregor in Kafkas Erzählung, aber ich kann mich auch nicht mehr vom Rücken auf den Bauch drehen und will auch nicht. Ich liege da und zapple und will mich nicht über das Zappeln hinwegtäuschen. Natürlich versuche ich wieder einzuschlafen, um nochmals zu erwachen und anders zu erwachen. Und natürlich schiebe ich ein neues Blatt in die Schreibmaschine und beginne erneut.

Aber es hilft nichts. Ich zapple schon wieder, komme vom Rücken nicht auf den Bauch. Es ist mir nicht nach Bekenntnissen zumute, weder nach solchen zu Barbusigkeit, noch zu solchen nach Barfüssigkeit. «Zehn Erlaubnisse heute», ausgehend von Elga Sorges «Erlaubnissen» oder nicht, das hätte die FAMA-Redaktion gern von mir oder etwas konkreter: «Was wir uns wünschen, ist eine Art Nachdenken über den Ort, an dem wir heute stehen und was wir uns in nächster Zeit/den nächsten Jahren erlauben wollen/müssen.»

So. Aber: wer kann sich was erlauben? Hat genug Geld dazu, Zeit, Musse, Raum? Welches «wir» ist gemeint? Und welche Instanz ist vorgestellt, die etwas verbietet, wogegen «wir» uns als Gegenwehr Diverses «erlauben wollen/müssen»? Ich habe Probleme mit dem «wir» und mit dem Wort «erlauben» und mit den «Zehn Erlaubnissen» von Elga Sorge.

Ihre «Erlaubnisse» hat Sorge entworfen als Reaktion auf die «Zehn Gebote». Genug habend von der Forderung «Du sollst» bzw. «Du sollst nicht», hat sie die Sätze uminterpretiert und statt «Du sollst» ein «Du darst» eingesetzt. Einen besonderen Wirbel hat damals die 6. Erlaubnis ausgelöst, die ich erinnern will: «Du darfst ehebrechen... Aber natürlich darfst Du auch treu sein.» Die 10. Erlaubnis fasst die Grundabsicht, eine liebesbejahende Hal-

tung gegenüber lebensfeindlichen Gesetzen, zusammen und heisst folgendermassen: «Du darfst Dich öffnen und werden, was Du bist, auch neidisch, hasserfüllt, egoistisch und böse; denn Liebenden wird auch das Böse, werden alle Dinge zum Besten dienen, also: liebe und dann tu, was immer Du willst!»

Heute empfinde ich diese Sätze reichlich individualistisch und vor allem fühle ich mich damit gleichsam im luftleeren Raum. Allerdings gefällt mir die Aufforderung «liebe» immer noch, die Erlaubnis, «dann tu, was immer du willst» dagegen, kann ich schon nicht mehr vorbehaltlos teilen, will auch nicht; denn ich könnte ja auch mit dieser Erlaubnis die Liebhaberin meines Partners, hätte er eine, umbringen wollen und viel anderes mehr.

Schnitt und ein neuer Versuch. Ich breite einiges um mich herum aus: Gebote und Verbote, Erlaubnisse und Vorschriften, Absichtserklärungen, Manifeste, Menschenrechte, Thesenpapiere, Analysen, Entwürfe. Und ich zapple nicht mehr nur, mein Magen krümmt sich zusammen. Soviel Arbeit, soviel guter Wille, sovielen Erkenntnisse, Vorsätze. Und doch.

Ich setze wieder an. Formuliere Sätze über die Wichtigkeit von Frauenfreundschaften, über die Erlaubnis für die freie Wahl unserer sexuellen Identität, über das Festhalten am Feminismus, natürlich mit Einbezug der Differenzen zwischen Frauen; Sätze über die Wichtigkeit, Macht zu beanspruchen, unsere Privilegien zu nützen, gegen Rassismus zu kämpfen und gegen Antisemitismus und natürlich darüber, dass die Arbeit anders zu verteilen ist und dass auch die MigrantInnen stimmen können sollten; dass wir uns erlauben, Zeit zu haben für unsere Gedanken, an unseren Wahrnehmungen festhalten, nicht länger Opfer sind, keine Leidenskarrieren machen wollen, und natürlich bin ich dafür,

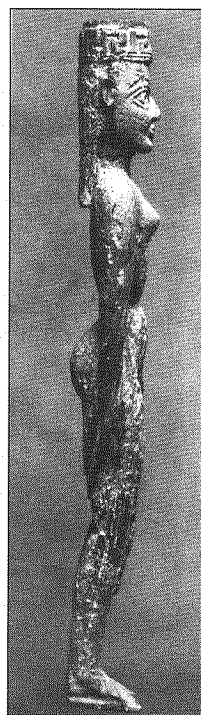
dass wir angegriffene Frauen durch Solidarität unterstützen, dass wir uns für die philippinischen Hausmädchen in den Arabischen Emiraten einsetzen... Auch sollten wir uns erlauben, kulturellen Pluralismus zu beanspruchen, auch uns ums Geld kümmern, etwas mehr von Ökonomie verstehen dürfen wir und auch von neuen Technologien. Überhaupt sollten wir uns erlauben, uns einzumischen, wo immer es uns wichtig scheint.

Aber ich bin wohl etwas abgerutscht, habe mehr vom Sollen geschrieben als vom Erlauben. Was könnte ich denn noch anfügen? uns erlauben zu lieben, zu tanzen, lustig zu sein? uns sexy zu kleiden, in Leder hochgeschlossen oder eben barbusig, halt einfach so, wie's dir oder mir passt.

Es geht gegen Ende des Jahres, vielleicht deshalb das schale bis grantige Gefühl über «Erlaubnisse» nachzudenken; denn als Mädchen sass ich an Sylvester jeweils um Mitternacht am geöffneten Fenster, hörte die Glocken, die Stille dazwischen und schrieb in bester Absicht in mein Tagebuch, was ich für das nächste Jahr wünsche, was ich bereue, was ich mir erlauben möchte. Sinnvolle Gedanken gewiss – ich möchte ja nicht über das Mädchen von damals lachen –, aber das Jahr, das Neue, kam und nahm seinen Lauf und vieles von dem, was mir wichtig war, zerstreute sich erneut, prallte an anderen Kräften ab.

Und jetzt tappt so etwas schwergewichtig daher, schwergewichtiger noch als die Sylvester, ein Monster besonderer Art oder eine Erscheinung: die Jahrtausendwende. Und ich höre hier und dort einen Druck deswegen: Jetzt sollten wir wieder wissen, uns rüsten, ausrichten, die Lampen angezündet, jederzeit genug Öl bereit haben, damit es dann gut herauskommt.

Eine unbändige, verletzte Wut steigt in mir hoch. Ich, die ich doch einst an die Wirksamkeit des eigenen guten Willens ge-



Dipylonelfenbeine Athen

glaubt habe, an Bekenntnisse, gemeinsame Erklärungen, ans Denken, Analysieren – von der Vorstellung ausgegangen bin, wir müssen es nur gut genug wissen, dann andere überzeugen und natürlich umsetzen. Ich weiss schon, diese Erfahrungen teile ich mit vielen, die einst «aufgebroschen» sind, aus «Ägypten», uns auf den Weg der Befreiung gemacht haben. Und jetzt?

Ich halte noch immer viel vom Denken, Analysieren, vom Mich-mit-andern-zusammen-tun, ich habe auch weiterhin Utopien, Visionen, kann nicht ohne Hoffnung leben. Dabei kommt es mir nicht auf Gebote, Verbote, Erlaubnisse an – ob erlaubt oder geboten, das ist für mich zurzeit das gleiche. Nur sind mir neue Auflistungen, ohne für einen konkreten, verbindlichen Zusammenhang, zuwider. Und was die Lebensfeindlichkeit betrifft, der ist mit Erlaubnissen, die sich Frauen geben, nicht beizukommen. Um das zu kapieren muss ich nur nach längerem Bergaufenthalt in die Stadt zurückkommen, dazu muss ich in Zürich nur durch die Bahnhofstrasse laufen oder am Strassenrand stehen und den Autos zusehen. Und wie gern würde ich fordern: Du darfst nicht länger sinnlos konsumieren bzw. nicht länger unnötig autofahren... Aber da kommen die Nutzniesser und schreien: unsere Freiheit ist bedroht oder es gehen Arbeitsplätze verloren usw. Oder ich erlaube mir, stundenlang in der Sonne zu wandern, weil ich das mag, aber wer nimmt mir nachher das Kopfweh weg? Oder falls ich gern stundenlang am Meer läge, mir dies erlaubte, was mache ich dann mit der Warnung vor Hautkrebs? Und nochmals: undsoweiter undsofort.

Wirkungsloses zu sagen, zu verlangen, mir zu erlauben, das habe ich satt. Ich habe keine Lust mehr, sinnlose Listen zusammenzustellen, die abprallen an der Realität, die weitgehend nicht so ist, wie ich sie gern hätte. Aber sie ist da. Und wenn ich sie in meinem Sinn an einem Ecklein zu verändern versuche, *dann nie mehr, indem ich allein und vom Schreib-tisch her, ohne ganz konkreten Kontext, ganz klare Verbündete und mit einer kleinen Hoffnung auf Umsetzbarkeit, «Erlaubnisse» o.ä. entwerfe.*

Habe ich resigniert? Nein, aber ich bin auf neue Art wütend. Ist das ein Ansatz? Gibt diese Wut mir die Kraft, von der ungemütlichen Rückenlage mit den zappelnden Käferbeinchen wieder auf den Bauch zu gelangen und eilig von dannen zu füs-seln? Das muss sich noch zeigen. Jedenfalls bin ich kein unschuldiges Gretchen mehr und eben, was nützt mir «der Mond über Soho»?

Brigit Keller, Dr. phil., Studienleiterin
Paulus-Akademie, Zürich.

Was ist Dir wichtig?

Brigit Keller

16

I

Die elementare Frage der Freundin
was ist dir wichtig?

Die Antwort von heute:

Die Sonne zu sehn, wenn sie scheint

Auf Liebe nicht zu verzichten

Den eigenen Ausdruck zu finden

‘Einen Satz haltbar zu machen’

Worte zu kennen, die etwas präzise erfassen

Ich sah den Tagfalter auf der Hagebutte
er heisst Admiral.

Wichtig ist das Gespräch mit dir über
Jahre

die mündliche Tradition zwischen Frauen
eine Stärkung, durch nichts zu ersetzen.

Das Rotkehlchen zu sehn in der Föhre

Heiterkeit neu zu lernen, trotz vielem

nicht tagelang mutlos zu sein

demütig zu sein und stolz

Mir ist wichtig, beten zu können

um Abhängigkeit zu wissen und

Momente von Freisein zu kosten.

II

Ich will den Bogen spannen
den Pfeil loslassen, möchte ich nicht
wach sein dagegen
und tun, was zu tun ist.

Mir ist Beharrlichkeit wichtig

und da ich nicht fliegen kann

besteh ich auf jedem Schritt.

Die aber will ich machen, tagtäglich

und zwar nicht allein

sondern mit andern und dir.

Mir ist wichtig

eigene und fremde Verletzungen zu
spüren

zu spüren und einzuschränken

Wir sind nicht allmächtig

vermöchten nur vieles ein bisschen.

Lass uns Ausschnitte wählen

die Kräfte verdichten

um Schmerz in Wut zu verwandeln

und diese zu nützen

nicht klagend zerfliessen

Langfristige Ziele ins Auge fassen

geduldig

Überstürzung für alles, bringt uns selber

zu Fall

zerstört unseren Mut.

III

Gross von uns denken, ist wichtig

und um die Winzigkeit wissen

Abwertung nicht fortzuschreiben

die Frauen alltäglich erfahren

Ich will auf mir selber bestehen

und mich verlieren im Glanz eines Tags.

Die Macht der Stille aushalten

die Gesetze des Werdens kennen

aufmerksam Krusten durchstossen

und wachsen und wachsen

vom Gestern ins Heute.

Mit den Toten zu sprechen ist wichtig

und mit Menschen aus andern Ländern

‘Solange nicht alle frei sind

ist es keine von uns’.

IV

Mit ist wichtig

heute Nacht den Himmel zu sehn

um beides zu wissen: den Tag und

die Nacht

das Leben, den Tod

auf der Möglichkeit der Veränderungen

zu bestehn

in der Politik und im Leib

auffahren ein wenig, Häute abstreifen

um den Sternen etwas näher zu sein.

Wichtig sind mir die Sinne

wichtig, das Bestehen auf Glück

Das muss kein Goldregen sein

Glück ist, tasten zu können

Glück ist, wenn Härchen aufstehn dabei

Haut zum Fell wird.

Glück ist, das Rot des Gimpels gesehen

zu haben

Glück ist, mir morgen im Spiegel nicht

fremd zu sein

Glück ist, andern die Türe zu öffnen

sagen zu können: kommt herein

Es ist Platz da und Wärme für alle.

Neuerscheinungen

Roselies Taube, Claudia Tietz-Buck, Christiane Klinge, Frauen und Jesus Christus. Die Bedeutung von Christologie im Leben protestantischer Frauen, Stuttgart 1995.

Christologie ist ein zentraler Inhalt von Theologie und Kirche. Feministische Theologie und Befreiungstheologie formulieren die Christologie gegenwärtig neu. Zwischen traditionellen und neuen Entwürfen leben Frauen mit ihrem Glauben an Jesus Christus. Die Koordinationsstelle für Frauenstudien / Frauenforschung an der Universität Hamburg entwickelte aus dieser Beobachtung ein Projekt, dessen Ergebnisse nun in Buchform vorliegen. 15 Frauen ganz unterschiedlichen Alters, die sich in irgendeiner Weise in ihrer Kirchgemeinde engagieren, gaben in narrativen Interviews bereitwillig Auskunft über ihren Glauben, ihre Beziehung zur Kirche und die Bedeutung Jesu Christi für ihr Leben.

Die Autorinnen bringen die Erfahrungen der befragten Frauen in ihren Denkprozess ein. Sie wollen exemplarisch zeigen, wie biographische Hintergründe ein kritisches theologisches Potential darstellen. Auch kirchlich Handelnden eröffnen die Autorinnen mit ihrer Arbeit neue Perspektiven.

«Du bist gesegnet unter den Frauen» Frauen als Segnende und Gesegnete. Dokumentation eines feministisch-theologischen Tages.

Unterthemen sind z.B. Segen im Alltag, in Texten des Ersten und Zweiten Testaments, in Judentum und Islam.

Zu beziehen bei der Frauenbeauftragten des Kirchenkreises Bad Godesberg, Jutta Manecke, Habsbergerstr. 9, D-53173 Bonn, per Überweisung von 8.50 DM an: Ev. Verwaltungsamt Bonn, Bank für Kirche und Diakonie, Kto.Nr. 101 141 802 0 BLZ 350 601 91, Stichwort: Dokumentation Frauenbeauftragte.

Britta Jüngst, Auf der Seite des Todes das Leben. Auf dem Weg zu einer christlich feministischen Theologie nach der Shoa, Gütersloh 1996.

Britta Jüngst bezieht zwei meist getrennt behandelte Fragestellungen als Denk- und Lebenszusammenhänge aufeinander: Feministische Theologie und das jüdisch-christliche Gespräch.

Im Zentrum der feministischen Theologie steht die Frauenerfahrung. Frauen haben aber, ausser der Erfahrung Opfer zu sein, auch Erfahrung als Täterinnen. Die Autorin stellt die Forderung auf, dass Frauen in ihrem Kampf um Befreiung diese Selbstkritik als Mittel zur Selbststärkung bejahen. Sie ist auf der Suche nach einer feministischen Theologie, die Antijudaismus nicht nur vermeidet, sondern von vornherein nicht braucht.

Göttinnen und Priesterinnen. Facetten feministischer Spiritualität hg. von Donata Pahnke und Regina Sommer, Gütersloh 1995.

Ob innerhalb oder ausserhalb der Kirche: feministische Spiritualität ist immer noch im Wachsen. Es besteht eine Vielzahl christlicher Liturgie- und heidnischer Ritualgruppen, es gibt Befürworterinnen und Gegnerinnen der Göttinnenverehrung, und es wird immer unklarer: was eigentlich ist feministische Spiritualität?

Das Buch versucht zwar glücklicherweise nicht, dies endgültig zu beantworten, zeigt aber, was das Spektrum dieser spirituellen Frauenpraxis alles umfasst, was in Frauenliturgien und Ritualen konkret passiert und welche theologischen Gedanken und Hintergründe ausschlaggebend sind. Es gibt auch das Gespräch zwischen sehr unterschiedlichen Frauen wieder. Beeindruckend ist das aussergewöhnlich hohe Mass an Verständnisbereitschaft, das ohne schwammige Nivellierung auskommt. Ein ausserordentlich erfreuliches Buch, auch wenn vieles nicht neu ist, dient es der Reflexion der eigenen spirituellen Praxis.

Gabriele Meixner, Frauenpaare in kulturgeschichtlichen Zeugnissen. München 1995.

Das erste in der Geschichte der Menschheit dargestellte Paar ist das Frauenpaar. Auf Schieferplatten graviert oder als Stein- und Tonfiguren: Das Frauen- oder Göttinnenpaar war ein Sinnbild der frühen Weltanschauung. Verschiedengeschlechtliche Paardarstellungen gibt es dagegen sehr selten, in vielen Kulturen fehlen sie ganz. Demnach scheint die weib-weibliche Bindung Grundelement früherer Gesellschaften gewesen zu sein.

Diese erstaunliche Beobachtung veranlasste Gabriele Meixner zu einer sehr umfangreichen und sorgfältigen Sammlung dieser frühen Darstellungen.

Ihr erklärtes Ziel ist es, Seh- und damit auch Denkgewohnheiten aufzubrechen und das Material zur Deutung zugänglich zu machen. Damit verbunden ist eine überzeugende Kritik des gewöhnlichen (hetero)sexistischen Blicks in der Archäologie und sympathisch zurückhaltende eigene Deutungen. Trotz dieser Vorsicht geht Gabriele Meixner, was das Aufbrechen der Denkgewohnheiten angeht, über das, was seither aus der Matriarchatsforschung bekannt war, hinaus. Auch dort stand oftmals die Heilige Hochzeit oder die Göttin und ihr Sohngeliebter im Zentrum des Geschehens. Dass frühe Kulturen Mann-Frau-Beziehungen nicht für darstellenswert empfanden, weist aber die als so

unumstösslich grundlegend angesehene heterosexuelle Beziehung an einen sehr viel weniger prominenten Platz. Was die Lesbenbewegung proklamiert, dass die Hinwendung zum eigenen Geschlecht der Gewaltbeziehung zwischen den Geschlechtern den Nährboden entziehe, erscheint hier als Jahrtausende lang gelebte Realität.

Die Art der Beziehung der ZweiFrauenZusammen ist an vielen Darstellungen nicht ablesbar. Handelt es sich um Liebes-, Schwestern- oder Zwillingspaare? Um Mutter und Tochter? Auffallend ist eines: die Figuren sind einander meistens sehr ähnlich. So hat sich die weib-weibliche Bindung auch in den Glaubensvorstellungen über die Mächte, die den Gang der Welt bewegen, als ein Verhältnis des Zusammenwirkens von zwei Gleichen niedergeschlagen. In diese absolut unhierarchische Richtung weiterzudenken ist mindestens spannend.

Das Buch ist auch für alle Frauen, die sich eigentlich nicht für Matriarchatsforschung interessieren, absolut empfehlenswert. Es ist anregend, dünn und gut lesbar.

Jutta Voss, Was ich denke. Reihe querdenken, München 1995.

Jutta Voss ist Frau und Theologin, zwangsweise exordinierte Pfarrerin und Psychoanalytikerin. Von diesen vier Blickwinkeln her reflektiert sie ihr Leben und analysiert die Grundstrukturen der Kirchen, die den blinden Gehorsam, den sie von ihren Untertanen verlangen, durch Herrscher-Gottesbilder legitimieren.

Eine scharf-sinnige Abrechnung und ein Zeugnis einer Frau, die mit «einem psychisch aufrechten Gang und physisch geradem Rückgrat Widerstand leistet».

Johanna Jäger-Sommer (Hg.), Abschied vom Männergott. Schöpfungsverantwortung für Frauen und Männer. Catharina Halkes zum 75. Geburtstag, Edition Exodus, Luzern 1995.

Für viele Grundübel unserer Zeit wie Sexismus, Rassismus, Gewalttätigkeit, Ausbeutung der Dritten Welt sowie Zerstörung unserer Umwelt ist ein falsches Gottesbild mitverantwortlich. Der Gott, der Herrschaft und Unterwerfung legitimiert, entpuppt sich als von Männern entworfen und gedacht. Dieser hat das Denken der Menschen so weit vergiftet, dass eine Lösung der heutigen Probleme nur noch durch ganzheitliches Umdenken geschehen kann. Der «Männergott» muss aufgegeben werden. Die Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes versuchen, den Gott der Bibel aufzuspüren und von ihm/ihr aus eine heilsame Utopie zu entwerfen.

Die Publikation ist Catharina Halkes zum 75. Geburtstag gewidmet. Sie gilt zurecht als Wegbereiterin der feministischen Theologie. Ihr geht es aber nicht nur um die Befreiung von Menschen, sondern auch um die Rettung der ganzen Schöpfung. Wie beides zusammenhängt, kommt in den Beiträgen dieses Buches zum Ausdruck.

Hinweise

Catal Hüyük –

Beispiel einer matriarchalen Kultur

Dia-Vortrag von B. Klein und E. Schuster vom Frauenmuseum Wiesbaden über die Ausgrabungsstätte in Anatolien. Viele Frauenfiguren aus Stein und Ton, Reliefs und Wandmalereien mit weiblicher Symbolik sind Zeugnisse matriarchaler Kultur, die im 7. und 6. Jh.v.Chr. dort blühte.

Datum: 18. März 1996, 19.30 Uhr in der Helferei Grossmünster, Zürich. Veranstalterin ist u.a. die Ökumenische Frauenbewegung Zürich.

Matriarchat lokal und global

Frauenreise zur Hagia-Akademie und zu Kultplätzen im Bayrischen Wald.

Die Hagia-Akademie ist die einzige heute existierende Matriarchats-Akademie, die ausschliesslich von Frauen getragen wird. Exkursionen, Vorträge und Diskussionen (mit Videos) sollen das Thema Matriarchat nahebringen.

Datum: 7.–15. Sept. 1996.

Leitung: Heide Göttner-Abendroth in Zusammenarbeit mit Gisela Biel-Korthals und Katharina Funk-Müller. Nähere Auskunft und Anmeldung bei: Gisela Biel-Korthals, Stationsstr. 3a, 8406 Winterthur.

Frauseminar im Jura

Die Weisheit wohne in unserer Mitte.

Beschäftigung mit Frau Weisheit in Form von Referaten, Tanz und Singen, Ritualen, Meditationen, Traumreisen, Texten und Symbolen. Begegnung mit Frau Weisheit in der biblischen Literatur, in der Philosophie, in der Natur sowie im Kosmos und schliesslich in uns selbst.

Datum: 4.–7. Juli 1996.

Leitung: Dr. Christa Mulack in Zusammenarbeit mit Gisela Biel-Korthals. Nähere Auskunft und Anmeldung bei: Gisela Biel-Korthals, Stationsstr. 3, 8406 Winterthur.

Edition Amalia

Ein neuer Verlag.

Schwerpunkte sind: Ökologie, Mensch-Natur-Beziehung und Matriarchatsforschung. Aus dem Prospekt: «Ziel ist es, ein Forum aufzubauen, in dem ökologische Fragestellungen und Matriar-

chatsdiskussionen ihren zentralen Platz haben, um eine sachliche und ideologiekritische Diskussion zu fördern ... In verschiedenen Sachgebieten – Ethnologie, Volkskunde, Archäologie, Soziologie, Mythen- und Märchenforschung, Religionswissenschaft, Sprachgeschichte usw. – sollen daher Bücher und Broschüren erscheinen, die... Grundsätzliches zur Mensch-Natur-Beziehung und in Bezug auf die matriachale Kultur aussagen.»

Edition Amalia, Humboldstr. 43, 3013 Bern, Tel. 031/331 83 70.

Fair zu mir, fair zu dir

Aktion 1996 von Fastenopfer und Brot für alle.

Zusammenleben mit anderen heisst das Thema der neuen Aktion. Dabei geht es um die Frage der Offenheit für andere, der Kulturbegegnung mit andern und des Respekts gegenüber der Würde eines jeden Menschen.

Fair zu mir: Das bedeutet, mich selber mit meinen Stärken und Schwächen anzunehmen, die eigene Existenz angesichts von alltäglichen gesellschaftlichen, aber auch psychischen Infragestellungen entschieden zu bejahen und alles zu fördern, was die Selbstachtung stärkt.

Fair zu dir: Zu einer gelungenen Selbstanahme gehört gleichrangig Offenheit gegenüber andern. Wer sind diese andern? Die andern sind für die Einheimischen die Fremden, für die Gebildeten die Ungebildeten, für die Weissen die Schwarzen, für den Mann die Frau, für die Lohnempfangenden die Arbeitslosen, für die Reichen die Armen.

Die Aktion «Fair zu mir, fair zu dir» geht ein auf die heutige Situation der weltweiten Kulturbegegnung und der Kulturkonflikte durch Migration und Multikulturalität. Sie rechnet mit der bei uns zunehmend feststellbaren Angst vor allem Fremden und versucht hier, in verschiedenster Hinsicht, Hilfestellungen zu bieten. Offenheit für andere ist keine leichte Aufgabe, sie muss mit zahlreichen Fallen, mit Abwehr und Missverständnissen rechnen und kann nur mit der nötigen Sorgfalt, Klugheit und Informiertheit angegangen werden.

Eine solche Hilfestellung im versuchten fairen Umgang mit andern, bieten unter anderem die folgenden sieben Regeln.

Sieben Tips (Regeln) gegen die Fallen der Kulturbegegnung

1. Leute, die mit Fremden Mühe haben, nicht gleich als Rassisten disqualifizieren. Denn die Angst vor dem Fremden ist nicht schon Rassismus, sondern eine Folge der Verunsicherung, die mit der eigenen gesellschaftlichen Benachteiligung viel mehr zu tun hat als mit Rassismus. Fremdenangst als Angst vor dem Unbekannten gibt es in jeder Kultur.

2. Die Fremden, fremde Kulturen und alles Exotische nicht grundsätzlich idealisieren, das führt zu Missverständnissen und verhindert die unbefangene Begegnung von Mensch zu Mensch.

Davon ausgehen, dass jede Kultur ihre guten und schlechten Seiten hat...

3. Konflikte gehören zum Zusammenleben von Menschen, auch zur Begegnung mit Fremden. Nicht die Konflikte sind das Problem, sondern wie wir mit diesen Konflikten umzugehen lernen.

4. Das Feld für kulturelle Missverständnisse ist weit. Weil wir aus unterschiedlichen Welten kommen, meinen wir möglicherweise nicht dasselbe, wenn wir von «Familie», «Sexualität», «Freundschaft», «Zeit», «Sauberkeit» oder «Arbeit» reden.

5. Viele Probleme mit den Fremden sind gar nicht kulturell bedingt. Es sind vielmehr soziale Probleme, Arbeitsprobleme, Wohnungsprobleme usw. Die Ursachen liegen also nicht bei der unterschiedlichen kulturellen Identität, sondern in gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Missständen.

6. Darauf achten, dass Fremdenfeindlichkeit mehr mit Stress in der eigenen Gesellschaft zu tun hat (neue Armut, wachsende Arbeitslosigkeit, sinkende soziale Sicherheit) als mit der Anzahl anwesender AusländerInnen...

7. Sich nicht täuschen lassen, wenn kulturelle Unterschiede vorgeschoben werden, um versteckte Machtinteressen zu verschleiern.

Für weitere Informationen und Unterlagen wendet Euch an:

Fastenopfer, Bereich Kommunikation und Bildung, Habsburgerstrasse 44, 6002 Luzern, Tel. 041/210 76 55 oder

Brot für alle, Bildung und Administration, Missionsstrasse 21, 4003 Basel, Tel. 061/268 83 34.

«...die nehme ihr Kreuz auf sich»

Tagesseminar am Karfreitag, 5. April 1996, 10–17 Uhr im Frauenforum Töss, Winterthur.

Karfreitag ist ein kirchlicher Feiertag, mit dem wir Frauen häufig Schwierigkeiten haben. Ist die Ermordung Jesu am Kreuz, an die der Karfreitag erinnert, für uns ein Grund zum Feiern?

Finden theologische Aussagen vom Kreuz als «Heil der Welt», als «Zeichen der Erlösung der Menschen» in unsern Erfahrungen eine tragfähige Antwort? Kann die Vorstellung von «Sich aufopfern, hingeben und leiden für andere» in einer patriarchalischen Gesellschaft für Frauen etwas Erlösendes, Befreiendes, Heilbringendes beinhalten oder bindet sie uns zusätzlich in altbekannte Frauenrollen ein? Wir stellen uns den Fragen und wagen die Suche nach einer Karfreitagsliturgie, die gleichzeitig die Kreuzigung Jesu zur Sprache bringt und unseren Erfahrungen gerecht wird.

Referentin und Begleiterin: Regula Strobel, feministische Theologin.

Nähere Auskunft und Anmeldung bei: Gisela Biel-Korthals, Stationsstr. 3, 8406 Winterthur.

«Bis hierher – und trotzdem weiter!»

Veranstaltungsreihe zur Frauengeschichte im Christentum.

Die österreichischen Bildungshäuser Batschuns und St. Arbogast bieten 1996 eine Vortragsreihe an, jeweils 16.00 bis 21.30 Uhr:

- 24. April 1996, Dr. Irma Fischer, «Frauen im Ersten Testament» (Batschuns).
- 22. Mai 1996, Dr. Monika Fander, «Frauen im Zweiten Testament» (St. Arbogast).
- 12. Juni 1996, Dr. Anne Jensen, «Frauen in der frühen Kirche» (Batschuns)
- 18. September 1996, Dr. Beatrice Acklin-Zimmermann, «Frauen im Mittelalter/Zeit der Mystik» (St. Arbogast)
- 23. Oktober 1996, Dr. Elke Fahrner, «Frauen in der Neuzeit» (St. Arbogast)
- 20. November 1996, Dr. Elisabeth Moltmann-Wendel, «Zeitgeschichte/ Feministische Theologie» (St. Arbogast)
- 8. Dezember 1996, Dr. Dorothee Sölle (angefragt) (Zeit hier: 9.00–11.00Uhr).

Nähere Auskunft und Anmeldungen bei den betreffenden Bildungshäusern:

Bildungshaus Batschuns, Kapf 1, A-6832 Batschuns; Jugend- und Bildungshaus St. Arbogast, A-6840 Götzis.

Olympe 4/95

Wir leben hier. Frauen in der Fremde.

Aus dem Inhalt:

Patricia Canlas Heuberger, Mit unseren Augen unsere Stärke erkennen. Über die Notwendigkeit einer philippinischen Psychologie in der Arbeit von und mit Filipinas in der Schweiz.

Amsale Alemu Mulugeta, Kulturunterschiede sollten keine Barrieren zwischen Menschen sein.

Anni Lanz, Stachel im Fleisch. Migrationspolitische Analysen.

Zu beziehen bei: Olympe, c/o Elisabeth Joris, Gemeindestr. 62, 8032 Zürich oder Autorinnen Verlag, Postfach 130, 8031 Zürich.

Dokumentation

«Was das Herz begehrt... oder wie vielfältig Frauen leben»

Wegen der grossen Nachfrage hat das Nordelbische Frauenwerk die Dokumentation Lebensformen neu aufgelegt.

Aus dem Inhalt:

- Vielfalt der Lebensformen – eine Herausforderung an die kirchl. Praxis
- Weibliche Identität – Geschlechterdifferenz und ihre Bedeutung für die Frage nach den Lebensformen
- «Zwischen Himmel und Hölle» – Über die Sexualität
- Probleme rechtlicher Regelungen bei unterschiedlichen Lebensformen.

Zu beziehen beim: Nordelbischen Frauenwerk, Am Alten Kirchhof 16, D-24534 Neumünster, Preis: DM 10.–

Frauen Unterwegs – Frauen Reisen

Zum Glück geht's dem Sommer entgegen... – die neuen Reiseangebote für Frauen

Der neue Sommerkatalog von «Frauen Unterwegs – Frauen Reisen» mit über hundert Ferienangeboten exklusiv für Frauen ist erschienen.

Aus dem Prospekt: entspannende Naturreisen, Wander-Velo- und Wassertouren, Kanu-, Surf- und Segelreisen, Höhenwan-

derungen, Verwöhnung und Kulinarisches, spannende Matriarchats- und Studienreisen, Städtereisen auf Frauenspuren uvm.

Gereist wird in kleinen Gruppen mit maximal 15 Teilnehmerinnen und weiblicher Reiseleitung. Die Reiseziele erstrecken sich von nah bis fern, hauptsächlich jedoch innerhalb Europas. Dauer und Preise der angebotenen Frauenreisen variieren von vier bis vierzehn Tagen und von DM 370.– bis 3000.–.

Der Sommerkatalog 96 kann gegen eine Gebühr von DM 4.– in Briefmarken bestellt werden bei: *Frauen unterwegs-Frauen Reisen, Potsdamer Str. 139, D-10783 Berlin, Tel. 030/215 10 22.*

Gratulation

25 Jahre Schritte ins Offene

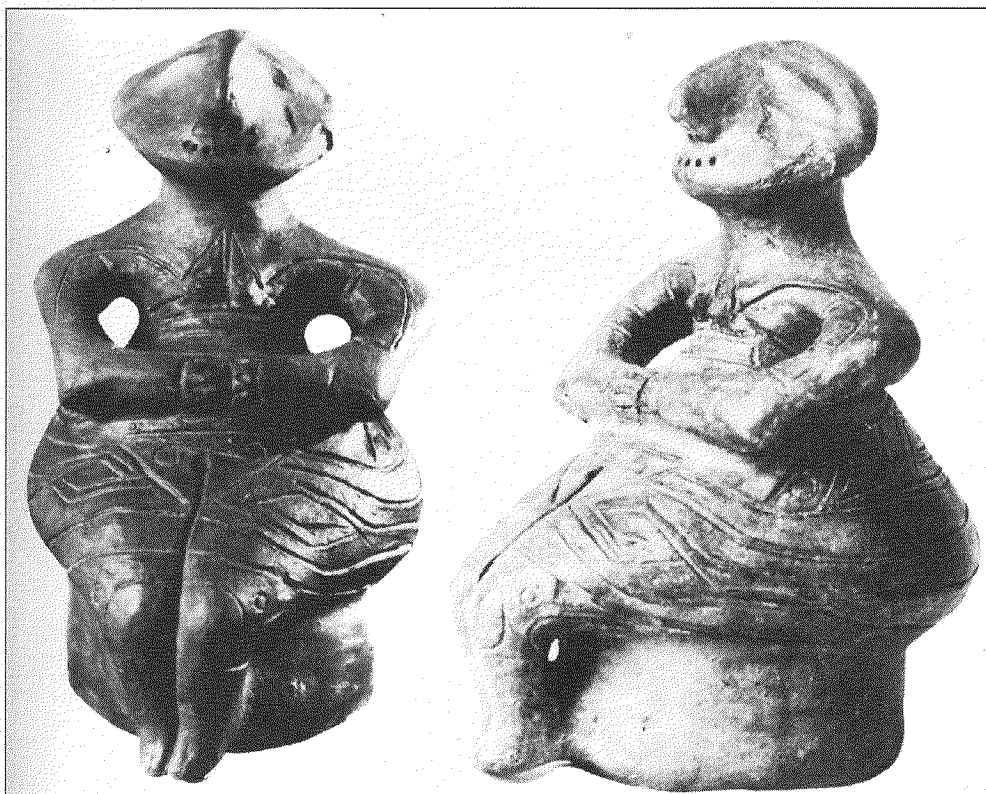
Dieses Jahr feiern Schritte ins Offene ihr 25jähriges Jubiläum mit einem extra-dicken Heft voller Emanzipations-Geschichten. Das FAMA-Redaktionsteam gratuliert den Herausgeberinnen ganz herzlich!

Schritte ins Offene, zu beziehen bei: Schritte ins Offene, 5603 Staufien.

Dank

FAMA-GönnerInnen/SpenderInnen

Wir danken all denen, die ihren Rechnungsbetrag 1996 aufgerundet oder uns eine grosszügige Spende haben zukommen lassen. Herzlichen Dank!



Vegetationsgöttin, ca. 4 500 v.Chr. (Bulgarien)

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Cornelia Jacomet, Zürich
Barbara Seiler, Zürich
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.–
GönnerInnenabo Fr. 30.–
Auslandabo: Fr. 26.–/DM 28.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
«Lieber barbusig als barfüssig!» (Ursa Krattiger Tinga)	3
Göttinnen – Vereinigung von Weib und Leib, Leben und Geist (Christa Mulack)	5
Das Feuer weiblicher Leidenschaft ... und die saure Milch der frommen Denkungsart (Rosmarie Wipf)	9
Am Busen der Natur, da möchte ich ruhn. Glosse (Silvia Strahm Bernet)	10
Von Hauskirchen und Kirchenhäusern. Eine Begegnung spezieller Art (Luzia Sutter Rehmann)	11
Angezogen – ausgezogen. Ein paar Blicke auf das inszenierte Leben (Li Hangartner, Silvia Strahm Bernet)	13
Die «Zehn Erlaubnisse» (Elga Sorge)	14
Keine neuen «Zehn Erlaubnisse» (Brigit Keller)	15
Was ist dir wichtig? Gedicht (Brigit Keller)	16
Neuerscheinungen	17
Forum	18

In eigener Sache

Auf Ende 1995 ist Monika Senn Berger aus dem Redaktionsteam ausgeschieden, um beruflich einen neuen Schwerpunkt (der auch mehr Zeit beansprucht), setzen zu können. Monika ist eine der Gründerinnen der FAMA, hat in der ersten Zeit die Administration und Buchhaltung betreut und später jeweils unsere Redaktionssitzungen umsichtig geleitet. Das Pfarreiheim Barfusser, das Monika seit acht Jahren leitet, ist ein Ort, an dem sie uns immer herzlich empfing und wo wir gemeinsam neue FAMAs schmiedeten. Danke Monika, für Deine jahrelange Mitarbeit bei FAMA, dein Beharrungsvermögen, Deine guten Ideen und vieles andere mehr! Wir wünschen Dir für Deine Zukunft von Herzen alles Gute.

Die Nummer 1/96 ist das erste FAMA-Heft mit elektronischem Layout, das die professionelle Layouterin Esther Kälin Plézer aus Bern für uns gestaltet hat. Bis anhin haben vier FAMA-Frauen – jeweils zu zweit – abwechselnd das Layout an einem freien Samstag von Hand geklebt.

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer lautet: **Herumtreiberinnen** (Juni)

Bildnachweis

Die Bilder dieser Nummer stammen entweder von Kunst-Postkarten oder aus folgenden Büchern:

- Stephanie Böhm, Die «nackte Göttin». Zur Ikonographie und Deutung unbekleideter weiblicher Figuren in der frühgriechischen Kunst, Mainz 1990
- Elinor W. Gadon, The once and future Goddess. A symbol for our time, UK edition 1990
- Helene Hoerni-Jung, Maria. Bild des Weiblichen, München 1991
- Gabriele Meixner, Frauenpaare in kulturgeschichtlichen Zeugnissen, München 1995 (siehe auch unter Neuerscheinungen S. 17 in diesem Heft)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Ursa Krattiger Tinga, Paradiesstr. 26, 4102 Binningen
Li Hangartner, Eichmattstr. 4, 6005 Luzern
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstr. 35, 4056 Basel
Brigit Keller, Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Str. 38, 8053 Zürich
Christa Mulack, Dömburgstr. 5, D-58089 Hagen
Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Luzia Sutter Rehmann, Bäumlhofstr. 198, 4058 Basel
Rosmarie Wipf, Metzgergasse 20, 5000 Aarau